Israelitische Wochenschrift

Nr. 15. | Berlin, 8. April 1904. | Jahrgang XIII.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 8. April, abends 7 Uhr.

Samstag, den 9. April, in der Alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen mrgs. 9 Uhr. **Neumondsweihe.**

Abendgottesdienst 7 Uhr 35 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstraßen=Synagoge morgens 6½ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 6½ Uhr.

Jüdische Gemeinde.

Das **Sommersemester** der Religionsschulen der hiesigen jüdischen Gemeinde beginnt:

für die II., IV., V. und VI. Religionsschule am 12. April 1904,
für die I., III. und VII. Religionsschule am 13. April 1904,
für die VIII. Religionsschule am 14. April 1904.

Knaben und Mädchen können bereits nach vollendetem 6. Lebensjahre in die Stammklassen unserer Religionsschulen eintreten. Für die **Fortbildung** von Zöglingen, welche die Schule absolviert haben, ist an allen Anstalten mit Ausnahme der VIII. Religionsschule Gelegenheit geboten.

Befreiung vom Schulgeld erfolgt auf Antrag, welcher unter Benutzung eines in der Schule erhältlichen Formulars an den Dirigenten zu richten ist.

Anmeldungen neuer Zöglinge werden von den Dirigenten entgegengenommen und zwar:

für die I. Religionsschule, C., Hinter der Garnisonkirche 2,
von Herrn Seminarlehrer Marcuse im Schullokal Sonntag 10—11, Mittwoch 4—5, in der Wohnung Krausnickstraße 11, wochentäglich (außer Mittwoch) 3—4;

für die II. Religionsschule, S.W., Lindenstraße 48/50,
von Herrn Rabbiner Dr. Blumenthal im Schullokal Sonntag, den 10. und Montag, den 11. April 9—10, in der Wohnung Monbijouplatz 4, wochentäglich 11—12;

für die III. Religionsschule, W., Lützowstraße 16,
von Herrn Rabbiner Dr. Weiße im Schullokal Montag, den 11. April 5½—7, in der Wohnung Oranienburgerstraße 33 wochentäglich 11—12;

für die IV. Religionsschule, N.W. (Moabit), Gerhardstr. 4/5,
von Herrn Dr. Kellermann vom 12. April ab im Schullokal Sonntag 11—12, Dienstag und Mittwoch 3—4;

für die V. Religionsschule, N.O., Straußbergerstraße 8/9,
von Herrn Dr. Warschauer vom 10. April ab im Schullokal für Knaben Sonntag 10—12, für Mädchen Dienstag 4—6;

für die VI. Religionsschule, N., Oderbergerstraße 57/59,
von Herrn Lehrer Auerbach im Schullokal (Zimmer 10 der 214. Gemeinde=Mädchenschule) vom 10. April ab Sonntag 10—12, Mittwoch 4—5;

für die VII. Religionsschule, S., Annenstraße 1b,
von Herrn Rabbiner Dr. Eschelbacher vom 10. April ab in der Wohnung Alexanderstraße 49, wochentäglich 11—12, im Schullokal am 13. April von 3 Uhr ab;

für die VIII. Religionsschule, Schöneberg, Belzigerstr. 48/52,
von Herrn Dr. Elbogen im Schullokal Zimmer 16, Sonntag den 10. und Montag den 11. April 10—12, in der Wohnung, Jerusalemerstraße 11/12, vom 12. April ab wochentäglich 4—6.

Berlin, im April 1904.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.



Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt 1, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk. alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 15. Berlin, 8. April 1904. **Jahrgang XIII.**

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum **30 Pf.** Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Die heutige Nummer enthält das Jüdische Litteraturblatt Nr. 7.

Inhalt.

Zum Gedächtnis Salomon Sulzers.

Von **Eduard Birnbaum.**

III.

Ein wildbrandendes Meer ist die Welt, weitreichend und grundlos;
Eine Brücke die Zeit, schwebend darüber gebaut.

Jedaja Penini.

Diese Worte des philosophischen Dichters, in seinem Werk „Bechinath Olam"*), sie passen so recht an die Spitze einer Betrachtung, die die Reformbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt nimmt. Wäre nicht „die Brücke der Zeit schwebend darüber gebaut", die Streitigkeiten, die dazumal wie „ein wildbrandendes Meer" die jüdische Welt erregten, wären wohl heute noch nicht „geschlichtet". Für den Forscher aber, der „die Brücke der Zeit" zum Zweck einer Rück- und Umschau betritt, für ihn hat das Meer nur das Anziehende, daß es seinen Blick für den ihn erfüllenden Gegenstand schärft und ihm wieder und wieder die konzentrischen Kreise bietet, die seinen Geist unausgesetzt beschäftigen. Als Sulzer nach zurückgelegten Lehr- und Wanderjahren Wien betrat, brachte er zwei göttliche Gaben mit: eine wunderschöne Stimme und einen bildungsfähigen, empfänglichen Geist. Glückliche Naturgaben, Talent und eiserner Fleiß — so schreibt ein zeitgenössischer Schriftsteller, in dem ich seinen Lehrer Seyfried vermute, — führten die Möglichkeit herbei, daß der kaum 17jährige Jüngling bereits die Kantorstelle bei der Gemeinde seiner Vaterstadt (Hohenems) übernehmen, ihr rühmlich vorstehen, und durch treue Pflichterfüllung die Liebe und Achtung seiner Mitbürger erringen konnte. Bald aber winkte ihm ein noch schönerer Lohn; denn wenige Jahre nur waren verflossen, und er erhielt den ehrenvollen Ruf nach Wien als Oberkantor an dem dort neuerbauten herrlichen Tempel, um zugleich auch einen, den Begriffen der Religiosität und des Zeitgeistes regenerierten Gottesdienst mit zu organisieren, oder vielmehr erst eigentlich ins Leben zu rufen. Es war eine fast herkulische Aufgabe, eine aus den verschiedensten Elementen konstruierte fromme Versammlung zu befriedigen, deren Ansichten und Meinungen vielfach sich durchkreuzten und deren Glieder in divergierende Parteien zerfielen, wovon der einen die geistigformelle Umstaltung notwendig und zweckdienlich erschien, während die andere, vom blinden Glaubens-Enthusiasmus umgarnt, nur im unantastbaren Kultus der Altvordern das wahre Heil zu finden wähnte. Trotz aller Hindernisse und hemmendster Schwierigkeiten gelang es Sulzer und seinem für die gute Sache glühenden Feuereifer, die goldene Mittelstraße zu finden. Im Besitz einer wunderbar-herrlichen, glockenreinen Metallstimme, eines tief gefühlten, energisch erhebenden Vortrags und mit reichen Kunstmitteln ausgerüstet, gelang es seiner konsequenten Beharrlichkeit, alle Meinungen dahin zu vereinen, daß wirklich das Möglichste und Genügendste geleistet werde. Mit staunender Bewunderung sah man ihn in kaum denk-

*) בחינת עולם ed. Wien 1791, 4°. Teil II, Anf.
העולם ים זועף, רב מצולה, רחב ידים.
והזמן גשר רעוע בנוי עליו.
Ein ähnliches Bild braucht der Dichter in s. „Oheb Naschim" (Zunz-Jubelschrift S. 18 u. Senior Sachs in „Kobez al Jad", V. S. 15); ימים לים ידמו, וצי אדיר זמן. Gegen Sachs möchte ich hinter זמן einen Absatz machen und dann בואו בו רוכלים lesen.

bar kurzer Frist einen Chor schaffen, der, von Sulzer unterrichtet und persönlich geleitet, die großartigsten Tonstücke in musterhafter Vollkommenheit und mit ergreifender Präzision ausführt, ja in dieser Beziehung als Vorbild eines wahrhaft klassischen Vokalgesanges gelten kann. Darum verabsäumen auch weder Fremde noch Einheimische, welcher Konfession sie auch sein mögen, einem Gottesdienst beizuwohnen, den Anstand, Ordnung, feierliches Zeremoniell und der melodienreichen Psalmen Zauberwirkung seiner erhabenen Bestimmung würdig stempeln. Ein spezielles bleibendes Verdienst hat sich der geachtete Oberkantor noch dadurch erworben, daß er die ersten Tonsetzer der Kaiserstadt für seine Anstalt zu gewinnen wußte, deren gehaltvolle Beiträge dem Chormusik-Archiv zur beneidenswerten Zierde gereichen. Er selbst studierte unter der bewährten Leitung des Kapellmeisters v. Seyfried systematisch die Theorie der gesamten Harmonie- und Kompositions-Lehre und lieferte bisher eine ansehnliche Zahl von Hymnen, die, bei seiner innigen Vertrautheit mit dem Geist und dem individuellen Charakter der hebräischen Sprache, ebensowohl durch die richtige Auffassung als durch die originelle Behandlungsweise und eine darin wehende, man möchte sagen, echt orientalische Phantasie, ein hohes, seltsames Interesse gewähren. So weit der alte Berichterstatter. Wir wissen aber, daß Sulzer in dem berühmten Prediger der Wiener Gemeinde, Noa Mannheimer, einen wohlunterrichteten und auch fachmännisch beschlagenen Ratgeber fand, als er sich mit dem ganzen Feuereifer der Jugend an die planmäßige musikalische Ausgestaltung des Gottesdienstes machte. Mit wärmster Anerkennung gedenkt er bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums des alten Bethauses (1876) in seiner „Denkschrift" seines „Führers und Lehrers", seines „Freundes und Genossen im Amt", obgleich er sich in früheren Jahren eine Suspension vom Amt zugezogen hatte, als er die Mitarbeit Mannheimers in drastischer Weise in Abrede stellte. Mannheimer war nämlich der Sohn eines ungarischen Vorbeters (G. Wolf, Isak Noa Mannheimer, S. 1 und 17) und hatte sowohl in seiner Heimat Kopenhagen, wo der Vater amtierte, als auch auf seinen Reisen den musikalischen Gottesdienst der Reformgemeinden Berlin, Hamburg und Leipzig kennen gelernt. Und da er auch von Amtswegen „das Programm und das Rituale für den Gottesdienst" auszuarbeiten hatte, für das der Kanzler Graf Saurau besonderes Interesse zeigte (Wolf a. a. O. S. 12), so wußte er das nötige Material herbeizuschaffen. Zu diesem gehörte ein jetzt sehr seltenes Schriftchen: „Vorschlag zu einer höchstnotwendigen Synagogenordnung" von Hartw. Phil. Ree (Aarhuus 1825) nebst einer Musikbeilage von dem Kantor L. M. Mayer in Aarhuus (meine Sammlung Nr. 62). In der „Vorerinnerung" sagt Ree: „Der Zeitgeist fordert dringend eine Synagogenordnung; ich schmeichle mir, die gegenwärtige umsomehr ein in seiner Art gelungenes Werk nennen zu können, als, neben der guten Ordnung, Andacht und Erbauung, worüber ich mich des Beifalls vieler Sachkenner, die obengedachten Versuchen hier beigewohnt haben, zu erfreuen habe, auch der den alten Gebräuchen ergebene Mann an einem solchen Gottesdienst teilnehmen kann, wenn ihm nur die Abänderung der Nebensachen nicht anstoßend ist, ohne die gewiß keine Verbesserung möglich sein wird".

(Fortsetzung folgt.)

Das Einwanderungsgesetz vor dem englischen Unterhaus.

Am letzten Dienstag ist dem englischen Unterhaus der Gesetzentwurf zur Einschränkung der Einwanderung vorgelegt worden, der in erster Lesung Annahme fand. Der Minister des Innern Akers-Douglas führte zur Begründung des Gesetzes an, daß die Einwanderung in die Vereinigten Königreiche seit zwanzig Jahren eine ungeheure Zunahme aufzuweisen habe. 1881 haben in England 125 000 Ausländer gelebt, im Jahr 1901 bereits 290 000. Dabei zählen die in England geborenen Kinder von Ausländern nicht mit; diese gelten als Engländer. Die in großen Scharen einwandernden Ausländer haben die unglückselige Gewohnheit, sich in bestimmten Stadtteilen zusammenzudrängen, die dort ansässig gewesenen englischen Bürger aus Wohnungen und Erwerb zu vertreiben und folglich nicht nur große Mißstände, sondern auch eine gewisse Feindseligkeit zu erregen. Noch ein zweiter Punkt ist für die Einbringung dieses Gesetzentwurfs berücksichtigt worden, das ist die Zunahme von Verbrechen bei den Eingewanderten. In den letzten 3 bis 4 Jahren ist die Ziffer der angeklagten und verurteilten Ausländer um beinahe 55 Prozent gestiegen, und hohe richterliche Beamte verschiedener Kategorien haben wiederholt darauf hingewiesen, daß es eine überflüssige Budgetbelastung ist, eine so große Anzahl von Ausländern als Gefangene zu unterhalten. Die im vorigen Jahr zusammenberufene königliche Kommission hat auf Grund sorgfältiger Prüfungen Vorschläge zur Bekämpfung der beklagten Uebelstände gemacht, und diese Vorschläge bilden die Basis des vorliegenden Gesetzentwurfs. Das bisher für die Einwanderung noch geltende Gesetz von 1836 wird als veraltet abgeschafft. An seine Stelle treten die Bestimmungen, daß die Schiffsgesellschaften gehalten sind, die zur Einwanderung ungeeigneten Passagiere wieder in den Ausreisehafen zurückzubringen. Es sollen bestimmte Beamte angestellt werden, die — event. unter Beihilfe der vorhandenen Zoll- und Hafenbeamten — folgende Passagiere von der Landung ausschließen sollen: Personen, die während der letzten fünf Jahre in irgend einem anderen Lande wegen entehrender Verbrechen bestraft worden sind; Prostituierte und solche Personen, die von deren Erwerb leben; Personen, die voraussichtlich der öffentlichen Unterstützung zur Last fallen werden; Personen, die keine nachweislichen Existenzmittel haben; Personen, die an ansteckenden oder ekelhaften Krankheiten leiden, und endlich solche, die keine Auskunft über ihren Bestimmungsort geben wollen. Alle diese Vorschriften verletzen keinerlei Vertragsbestimmungen.

Der einzige Redner, der auf die Auslassungen des Ministers antwortete, war Sir Charles Dilke. Er sprach zuerst sein Erstaunen aus, daß eine Vorlage von so großer Wichtigkeit und Eigenart, auf die in der Thronrede besonders hingewiesen worden, hier gewissermaßen im Eilzugstempo erledigt werden sollte. „Ich habe zuerst den Gesetzentwurf überhaupt für unmöglich gehalten; nachdem er aber tatsächlich vorgelegt ist, möchte ich die Herren Kollegen, die zur Kommissionsberatung gewählt werden, freundlichst ersuchen, in der Kommission sich darüber aufklären zu lassen, ob das Gesetz auch für Transvaal Geltung erhalten soll. Denn es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß wir zu derselben Zeit hier freien Menschen den Eintritt in dieses freie Land verwehren wollen, da wir Anstalten machen, gelbe Menschen zur Dienstbarkeit nach Südafrika zu importieren. Wenn das Gesetz durchgeht — was zweifellos geschieht, denn ich bin mir wohl bewußt, hier für eine hilflose Minorität einzutreten — so geschieht es, weil das Volk in Bezug auf diese Frage künstlich aufgeregt worden ist. Der Hauptgrund, weswegen ich mich gegen dieses Gesetz erkläre und immer gegen ähnliche Gesetze erklären werde, besteht darin, daß die große Mehrheit jener Leute, die hier ins Land kommen und die vom Gesetz betroffen

würden, die hilflosen Opfer politischer und religiöser Verfolgungen sind. Das gilt in weitem Umfang von den russischen Juden und vollständig von den rumänischen. Aus den Erfahrungen der Handelskammern ist zu ersehen, daß die hierherkommenden Arbeiter gute Mitglieder der Trade-Unions werden, und daß wir im Verhältnis zu anderen Ländern wenig Ausländer aufnehmen. Die Rede des Ministers hat sich in Bezug auf Zahlen nicht genau an die Volkszählungen und die amtlichen Berichte gehalten. Wir haben eine Viertel Million Ausländer hier, das sind die hier lebenden Angehörigen aller Nationen, Reich und Arm, und das ist wie ein Tropfen im Weltmeer; diese Zahl ist unendlich viel kleiner als die Zahl der Ausländer, die fast jedes andere zivilisierte Land bewohnen. .... Die Volkszählung beweist, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Viertel Million ausgezeichnete Bürger geworden sind, daß die überwältigende Mehrzahl ihrer Kinder unsere Volksschulen besucht und sich schnell mit der übrigen Bevölkerung vermischt. Wir importieren lange nicht so viele arme Leute als wir deren exportieren. Es gehen viel mehr arme Engländer in fremde Länder, um dort ihr Brot zu verdienen, als arme Ausländer zu uns kommen. So elend die Leute auch sein mögen, wenn sie hierher kommen, so sind sie doch von keinem schlechteren Schlag als unser eigenes Volk. Sie sind von einem Schlag, der nach der Vermischung mit dem unseren im Laufe der Jahre eher zur Veredelung, als zum Verderben der britischen Rassen beitragen wird." Nach einigen sarkastischen Bemerkungen über die Art und Weise, wie von ministerieller Seite im Land und in den Zeitungen Stimmung für die Vorlage gemacht wird, schließt Sir Charles Dilke seine Rede.

Die zweite Lesung des Gesetzes ist auf den 12. April anberaumt worden.

Oberst Goldsmid.

London, 30. März 1904.

Der weit über die Grenzen seines britischen Vaterlandes bekannte und verehrte Oberst Albert Edward W. Goldsmid ist auf der Heimreise von der Riviera in Paris gestorben. Die Reise nach dem Süden hatte der Oberst in bester Gesundheit angetreten, nur zur Begleitung seiner eben von schwerer Krankheit wiedererstandenen Gattin. In Paris erkrankte er plötzlich an einem Darmleiden, das eine sofortige Operation erforderte. Trotzdem das Befinden des Patienten nach der Operation verhältnismäßig gut gewesen, verlor er am nächsten Tage das Bewußtsein und starb zwei Tage nach dem chirurgischen Eingriff. Mit ihm hat das Judentum einen seiner vornehmsten und edelsten Bekenner verloren. Oberst Goldsmid wurde am 6. Oktober 1846 in Poona in Ostindien geboren und hat jenem Zweig der Familie Goldsmid angehört, der schon vor längerer Zeit seine jüdische Religion aufgegeben hatte. Als ganz junger Mann faßte der jetzt Verstorbene den Entschluß, die Religion seiner Väter wieder anzunehmen. Er lebte damals schon in England und wurde durch den verstorbenen Dr. Ascher in Aldershot in den Bund Abrahams aufgenommen, dem er allezeit ein getreuer Anhänger geblieben ist. Seine Gattin, die er unter romantischen Umständen in Indien kennen gelernt und geheiratet hatte, stammt aus einer vornehmen christlichen Familie und ist ebenfalls Jüdin geworden. Albert Edward Goldsmid war 1866 in das englische Heer eingetreten, 1883 Major und 1888 Oberstleutnant geworden; 1894 erhielt er nach 28jährigem Dienst — während der letzten 15 Jahre war er dem Generalstab zugewiesen — den Rang eines Obersten. Während der beiden Jahre 1892—94 hatte der damalige Oberstleutnant Urlaub genommen, um seine Dienste dem vom Baron Hirsch ins Leben gerufenen Kolonisierungs-Unternehmen in Argentinien zu widmen. Sein Ruf als guter Organisator, seine umfassenden Erfahrungen und seine aufrichtige Sympathie für alles, was dem Judentum förderlich sein konnte, empfahlen ihn für dieses wichtige Pionierwerk, das er mit Begeisterung übernahm, obwohl er wußte, daß sein Avancement darunter leiden mußte. Nachdem Oberst Goldsmid aus dem Burenkrieg heimgekehrt war, hat er seine Entlassung aus dem Heer nachgesucht und unter großen Ehrungen erhalten. Der König überreichte ihm in Balmoral, wo er als Gast seines Souverains weilte, eigenhändig den Viktoriaorden und schenkte ihm einen kunstvoll geschnitzten Spazierstock zum Andenken.

Eine der wichtigsten Einrichtungen, die die englische Judenheit dem Obersten verdankt, ist die Begründung der jüdischen Jugendwehr. Es ist erstaunlich, was hier Disziplin, geeignete Unterweisung und gutes Beispiel aus den ungelenken jüdischen Burschen machen, die in dieses Korps eintreten. Das jährliche öffentliche Schauturnen und Exerzieren beweist, wie gut die jüdische Jugend sich für körperliche Uebungen eignet und wie gern sie sich diesem gesunden Drill unterzieht. Der Verein „Jüdische Jugendwehr" ist 1895 mit 60 Mitgliedern begründet worden, heute zählt er deren über 4000, und seine glänzenden Erfolge sind vorwiegend dem Eifer und Geschick des Begründers zu danken. Auch in anderen jüdischen Vereinigungen hat das Organisationstalent des Obersten sich vortrefflich bewährt. Er ist bis zu seinem Tod Präsident des bekannten Vereins der „Makkabäer" gewesen und Vorstandsmitglied der Anglo-Jewish Association. Seine Liebe zum Judentum hatte bei dem Verstorbenen eine leichte Hinneigung zum Zionismus hervorgerufen, nicht zu dem schulgemäßen Zionismus Herzl-Nordauscher Färbung, sondern zu jener Zionsliebe, die auf eine dereinstige Wiederherstellung des jüdischen Reiches hofft. Als in England ein Zweigverein der Chowewe Zion-Gesellschaft sich konstituierte, wurde Oberst Goldsmid einstimmig zum Präsidenten gewählt. Er entwarf selbst die Zeichnung für das Vereinsbanner und organisierte den Verein nach militärischen Prinzipien. Die Pflege der hebräischen Sprache hielt er für so wichtig, daß er aus der Reformsynagoge austrat, nachdem dort das Verlesen der Haftarah in englischer Sprache eingeführt worden war. Den Unterricht des Hebräischen förderte er, wo es immer anging, und bei der Erziehung seiner eigenen Kinder wurde die heilige Sprache ganz besonders berücksichtigt. Als Kuriosum sei erwähnt, daß Goldsmid noch als junger Offizier eine ältere sephardische Melodie des Mosesliedes zu einem Marsch umarbeitete und bei der Rückkehr von militärischen Begräbnissen aufspielen ließ.

Die Beerdigung des so früh Heimgegangenen sollte auf den Wunsch der Familie in größter Schlichtheit stattfinden. Am Dienstag nachmittag ist die Leiche von Paris hier angekommen und direkt nach dem Willesden Friedhof überführt worden, wo am Mittwoch vormittag die Bestattung erfolgte. Rabbiner S. Singer leitete den Trauergottesdienst; alle jüdischen Vereine, denen Oberst Goldsmid angehört hatte, waren durch Abordnungen und zahlreiche Mitglieder vertreten; die jüdische Jugendwehr hatte fünfzig der erwachseneren Knaben geschickt, die mit verhülltem Banner der Trauerfeier beiwohnten. Die für den 16. und 23. April angesetzt gewesenen Preisverteilungen in zwei Kompagnien der Jugendwehr sind auf unbestimmte Zeit verschoben, sämtliche Turnübungen vorläufig abgesagt worden.

Die Predigt der Steine.

Historische Erinnerungen beim Anblick der Prager Grabdenkmäler.

Von Rabbiner Dr. Max Beermann-Insterburg.

Jüngst erfreute mich ein lieber Freund, der auf einer Reise nach Paris auch Prag besuchte, durch Zusendung des von der dortigen „Israelitischen Beerdigungsbrüderschaft“ herausgegebenen photographischen Albums Antiquitates Judaicae Pragenses. — Prag ist eine in der jüdischen Geschichte viel genannte Stadt: „Viel Handwerker hat Nürnberg, viel Juden Prag“ spottet Ulrich von Hutten in seinen Dunkelmännerbriefen. Die unter obigem lateinischen Titel veröffentlichten Abbildungen jüdischer Altertümer aus dem geschichtlich so bewegten Leben einer עיר ואם בישראל, einer Hochburg der böhmischen Judenheit, — und auf solche Bezeichnung hat die ehrwürdige Prager Kehilla ein Anrecht — führen den Beschauer an die Stätte der Gräber, für welche jüdische Wortbildung den Ausdruck בית החיים „Haus des Lebens“ geprägt hat.

Welche Fülle geschichtlicher Belehrung, welche reiche Anregung ist aus diesen Grabmälerbildern zu gewinnen. Nicht die Geschicke und Geschichte der Steine, nicht die Schicksale des Friedhofs gilt es sich zu vergegenwärtigen, wie es dem romantischen Halbdunkel einer so gern im Dämmerschein sich bewegenden Gefühlswelt genehm wäre. Nicht die Mazeba, ihre Inschrift hat Interesse, weil aus den Worten dankbarer Erinnerung in unserm Innern die Gedanken an das Leben und Wirken derer aufsteigen, deren Namen diese Denksteine geweiht sind.

Hier der verwitterte Stein mit der Jahreszahl קצט (1439), auf dem wir mit Mühe den Namen Rabbi Abigdor Karo, Sohn Isaks, entziffern. R. Abigdor war Oberrabbiner in Prag und hat neben talmudischen Schriften auch Gedichte religiösen Inhalts (Selichot, Bußlieder) verfaßt. In seinem mit den Worten את כל התלאה beginnenden Gebet beklagt er die Greuel der Judenmetzelei, die am Ostersonntag des Jahres 1389 in Prag stattgefunden hatte. R. Abigdor, damals noch ein Jüngling, schildert in seinem „düsteren Märtyrerlied“ anschaulich den Hergang des Unglücks, dessen Augenzeuge er gewesen: Ein Priester begab sich mit einer Hostie in den Händen zu einem Sterbenden. In der Nähe der Judengasse hatten ihn im Sand spielende Ghetto-Kinder aus Versehen mit einigen Körnchen am Saum seines Gewandes getroffen. Des Priesters Begleitung fiel über die unglücklichen Kleinen her, und nur mit Mühe gelang es den auf das Geschrei der Kinder herbeigeeilten Eltern, ihre Lieblinge aus den Händen der Wüteriche zu befreien. Der haßerfüllte Pfaffe lief nun in seinem Grimm auf den Markt, schrie, die Judenkinder hätten ihn mit Steinen beworfen und ihm die Hostie aus der Hand geschlagen, und stachelte durch seine Hetzrede den städtischen Pöbel zu einem Raub- und Mordangriff auf die Juden an, „Tod oder Taufe“ ihnen zurufend. Tausende starben den Märtyrertod und folgten dem Beispiel ihres greisen Rabbiners, der sich selbst entleibte, um nicht den Unmenschen in die Hände zu fallen. Aber nicht nur gegen die Lebenden, selbst gegen die Toten richtete sich der Ingrimm der fanatisierten Horden. Sie zertrümmerten viele Leichensteine, verheerten den Friedhof und schleuderten die Leichen aus ihren Gräbern. Das alles stellt Abigdor in seinem ergreifenden Klagelied, der vorzüglichsten Quelle für dieses Ereignis, ausführlich dar. Wir fügen ergänzend an, daß Kaiser Wenzel, dem die Juden die widerfahrene Unbill klagten, antwortete: „Ihr habt selbst Schuld; am Ostertag dürft Ihr Euch nicht auf der Straße blicken lassen.“ Und doch hielten die Juden Kaiser Wenzel eher für ihren Freund als für ihren Gegner; sie trauten seiner christlichen Frömmigkeit nicht recht und glaubten ihn deshalb frei von mönchischem Einfluß. Unser Rabbi Abigdor konnte sich sogar der besonderen Gunst dieses Kaisers rühmen, bei dem er, wie von verschiedenen Seiten bezeugt wird, in Ansehen gestanden hat. R. Abigdor ließ sich durch die traurigen Zustände seiner Zeit nicht verbittern. Er fand in wissenschaftlichen Forschungen Trost und Ersatz. Auch scheint er dem profanen Wissen nicht abhold gewesen zu sein. Vielleicht hat sein Schüler Lippmann aus Mühlhausen, der eine inhaltsreiche Verteidigungsschrift des Judentums gegen das Christentum (נצחון = Sieg) schrieb und darin (und auch sonst) Spuren klassischen Wissens verrät, von ihm diese Empfänglichkeit für weltliche Bildung überkommen.

Schreiten wir weiter. Da lesen wir auf fast zerfallenen Steinen in vermorschten Zügen das Wort קדוש oder קדושים. Es sind die Denksteine von Märtyrern, die durch Hingabe ihres Lebens ihre Glaubenstreue besiegelten. Die Gelegenheit für solche Gottesheiligung kam für die Prager Juden nicht gar selten. Viele Anlässe der Verfolgung sind vergessen, einige Episoden aus dem Prager Martyrologium sind dem Gedächtnis aufbewahrt. In Prag kamen öfters Feuersbrünste vor. Wen beschuldigte man der Brandstiftung? Die Juden! Man ergriff einige, folterte sie, und die Unglücklichen, vor Schmerz wahnsinnig — man denke an Daumschraube, spanische Stiefel und andre furchtbare Marterwerkzeuge — ziehen sich eines Verbrechens, das sie niemals begangen hatten, um zur Todesstrafe — begnadigt zu werden. In solchen Epochen machte sich dann die fanatisierte Volksmenge über das Judenviertel her und verschonte nur den, der sich durch Taufe rettete. Reiche Gelegenheit, im Sterben den Namen des Einzigen zu heiligen! Der Haß ersann bald eine andere Lüge. Die Juden sollten ihr böhmisches Vaterland den Türken verraten und diese von den heimlichen Kriegsrüstungen gegen den Sultan in Kenntnis gesetzt haben. Wieder Ueberfall der Juden! Wieder Gelegenheit, für den alten Gott in den Tod zu gehen! Diesmal legte sich der Groll der Judenhetzer nach Anrichtung eines Blutbades nicht. Sie wurden beim Kaiser Ferdinand vorstellig und erreichten von ihm die Vertreibung der Juden aus Böhmen, wohin sie erst nach einigen Jahren unter Erlegung einer großen Summe Geldes zurückkehren durften.

Im Jahre 1561 mußten sie von neuem den Wanderstab ergreifen. Aber ehe diese Vertreibung über sie verhängt wurde, hatte der zelotische Haß des aufgeregten Pöbels sich wieder in erschreckender Weise geoffenbart. Das Ghetto wurde gestürmt und seinen Bewohnern nur die Wahl zwischen Tod und Taufe gelassen. Wir lesen auf einem gut erhaltenen Leichenstein die Namen zweier Kedauschim des Israel Horwitz und des Rabbi Moses Sohn Joels. 1547 bestieg R. J. Horwitz, — Bruder des wackeren Gelehrten und edlen Erbauers der Prager Pinkassynagoge und Sohn des geistreichen Kabbalisten Jesaias Horwitz, der im Jahre 1621 nach Jerusalem wanderte und dort sein bedeutendes Werk שני לוחות הברית vollendete — mit seinem Schwiegersohn R. Mose als Glaubensmärtyrer am Freitag abend, den 17. Dezember 1568, den Scheiterhaufen und beide hauchten als Helden ihrer Ueberzeugungstreue, das Einheitsbekenntnis auf den Lippen, ihre edlen Dulderseelen aus. Viele waren so Blutzeugen geworden. Dann trat die Ausweisung ein. Aber kaum waren die Juden vertrieben, so empfand man ihren Weggang als einen Verlust,

No. 7. — 1904. Jüdisches Jahrg. XXVIII.

Litteratur-Blatt.

Zur Beleuchtung aller Judentum und Juden betreffenden litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Ethnographie, Theologie, Orientalia, Exegese, Homiletik, Liturgik und Pädagogik.

Begründet von Rabbiner Dr. **M. Rahmer.**

Verantwortlicher Redakteur:
Rabb. Dr. **L. A. Rosenthal** in Preußisch Stargard.

Verlag und Expedition:
Arthur Scholem, Berlin C., Roß-Straße 3.

Bücher der einschlägigen Litteratur, deren Besprechung in diesem Blatte gewünscht wird, sowie Briefe und Manuskripte sind an die Redaktion Inserate u. Beilagen an die Expedition franco einzusenden.

Rahmer's „Jüdisches Litteratur-Blatt" erscheint **monatlich** zwei Mal und kostet bei allen Buchhandlungen (oder bei direktem Bezuge durch Arthur Scholem, Berlin, Roßstr. 3) vierteljährlich **eine** Mark. — Die Abonnenten der in demselben Verlage erscheinenden **„Israelitischen Wochenschrift"** welche bei allen Postanstalten und Buchhandlungen vierteljährlich **3.— M.** kostet, erhalten das „Jüdische Litteratur-Blatt" als **Gratis**-Beilage. — **Inserate** werden mit **20 Pfg.** die viergespaltene Zeile berechnet und sind an die Expedition in Berlin zu senden.

Gegenkritik.

Dr. Ludwig Blau und mein Buch „Die Mischna, Aufbau und Quellenscheidung" (Straßburg, Trübner).

Von Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal.*)

Gegenkritiken waren es, welche Lessing zu den folgenreichsten Schriften veranlaßten (u. a. stammt auch „Wie die Alten den Tod gebildet" aus solcher Veranlassung). Eine Gegenkritik waren נקודו׳ משמרת הבית משובב נתיבות, הכסף — was jene Großen nicht unterließen, um ihre Ansichten klarzulegen, das werde ich Kleiner doppelt nötig haben, um einem Mann wie Ludwig Blau gegenüber den Wert einer Arbeit, die Jahre in Anspruch genommen hat und in Anspruch nehmen wird, vor wissenschaftlicher Vernichtung zu bewahren. So weit habe ich es noch nicht gebracht, um ähnliche Aeußerungen mit Stillschweigen zu übergehen; und ich würde auch in diesem Falle nicht schweigen, da ich die wissenschaftliche Erörterung liebe und sie in einer Zeit talmudischen Niederganges doppelten Wert hat.

In No. 9 der „Deutschen Literaturzeitung" berichtet Blau über mein Mischnawerk in absprechendster Weise und in Ausdrücken, die über das Ziel sachlicher Beurteilung weit hinausschießen. Danach zu urteilen, hat meine Arbeit nicht den geringsten Wert, enthält eine Fülle haltlosester Vermutungen und stellt dabei noch des Lesers Geduld auf eine harte Probe.

Nun habe ich nichts dagegen, daß man mich tadelt; es ist auch garnicht ausgeschlossen, daß ich ein völlig wertloses Werk schreibe. Aber dann muß die Berechtigung dieses Urteils aus der Besprechung selbst sich ergeben, und man muß annehmen, daß Blau, da ihm nur ein verhältnismäßig enger Raum zu Gebote stand, die schlimmsten Verstöße angegeben hat und dabei dem Leser es überläßt, auf das Uebrige zu schließen.

Blau sagt: „In dem trockenen Gesetzesstil der Mischna entdeckt der Verfasser Alphabet, Reime und Rhythmen, während er tatsächlich kein einziges Alphabet und keine einzige rhythmische Stelle aufweisen kann". Ich traue meinen Augen kaum. Vor allem drückt sich Blau nicht klar aus. Er hält im trockenen Mischnastil auch den Reim für unmöglich — weshalb sonst das Staunen? Er hat aber nicht gesagt, daß ich keinen Reim gefunden, was er der Klarheit zuliebe mit hätte sagen müssen. Gemeint hat er's sicher, denn er fügt hinzu: „Demai 1_2 und 2a (soll heißen 1_{2a}) bildet einen Reim mit Peah 7_5". Es sind das die Sätze:

כרם רבעי אין לו חומש ואין לי בו ביעור
הדמאי אין לו חומש ראין לו ביעור

Hier soll nämlich Maasser scheni des Demai ausgelöst werden. Nun bildete Maasser scheni und Kerem Rebai schon seit Josephus' Zeiten (Ant. IV 8_{19}) einen zusammengehörigen Gegenstand, wie in der Mischna (s. Ende Maasser scheni). Somit können beide Sätze sehr gut einst vereinigt gewesen sein. Wem das erstaunlich scheint, der höre folgende Sätze:

Peah 4_{10} איזהו לקט הנושר בשעת הקצירה
Peah 7_8 איזהו פרט הנושר בשעת הבצירה

Hier erkennt selbst der Laie Rhythmus und Reim durch das Ganze und kann nicht zweifeln, daß diese Stellen einst vereint gewesen. Aber unter Antikritiken macht man ja Gegenbemerkungen; und da könnte Blau schreiben: Das ist Zufall! Dann ist auch folgendes zufällig:

אין קוצין במוקצה
אבל קוצה בחרבה
אין דורך בגת
אין הורך בעריבה

oder Peah 4_2 אין קוצרין אותה במגלות
ואין עוקרין אותה בקרדומות

Scheb. 2_2 מזבלין
ומעדרון
במקשאות
ובמדלאות

Scheb. 4_6 המזנב בגפנים
והקוצץ קנים

Stabreimartig ist 8_5 לבייר לבלן
לספר לספן

Und daß man zusammengehörige Sätze getrennt

*) Da ich in der „Deutschen Literaturzeitung" mich nur kurz äußern kann, so benutze ich zur durchgreifenden Widerlegung das Litteraturblatt.

hat, beweise ich zum Unglück für den Rez. auch, so sonderbar das scheint.

Schebuoth 1_1 heißt es:

שבועות — שתים שהן ארבע
ידיעות (הטו׳) שתים שהן ארבע
יציאות (הש׳) שתים שהן ארבע
מראות (נג׳) שתים שהן ארבע

Das sind Merksätze, deren Anfangsbegriffe auf einander reimen und deren Schlußsätze einander gleich sind. Nun finden wir ידיעות Schebuoth 2_1, יציאות Sabbat 1_1, מראות Negaim 1_1. Wie nun, wenn die Anfangsstelle von Schebuoth, welche die Sätze noch vereint hat, verloren gegangen wäre, und ich hätte die einstige Zusammengehörigkeit dieser Stellen behauptet — wie hätte Blau das als ein Hirngespinst behandelt! Zum Glück ist die Urgestalt erhalten geblieben, und ich kann demnach mit doppeltem Recht die Sätze von Demai und Peah als einst vereinigt und in gleicher Weise gereimt festhalten.

Und was das Alphabetische anbelangt, so mußte ich z. B. auf Sabbat IX hinweisen (S. 88), wo eine sehr bunte Halachareihe nur durch den Namen Akibas und durch alphabetische Schlagwörter zusammengehalten wird. Die Schlagwörter heißen נדה, ספינה, ערוג׳, ש״ז, פולט׳ und führen von נ bis פ (s. a. a. O. die Verschränkungen der Begriffe, die schließlich bis ת den alphabetischen Zusammenhang zeigen. Ein ganzes Alphabet soll ich aufweisen? Diese Alphabete mit ihrem bunten Inhalt widerstrebten der späteren sachlichen Endung und wurden bis auf sehr wohl erkennbare Reste aufgelöst.

Das nennt Blau nichts aufweisen können? Ich darf mich nicht zu sehr ausdehnen, sonst könnte ich unendlich werden. Weit geringere Spuren haben z. B. zur Auffindung des Schlußalphabets im hebräischen Sirach, zur Auffindung des Alphabets im Nahum geführt; die von mir oben gegebenen Reime, die sich sehr vermehren lassen, sind m. E. n. besser, als was die neuere metrische Forschung in der Bibel entdecken will; wenn das alles Zufall sein soll, warum stehen diese rhythmischen Stellen nicht überall? Warum zumeist in Peah und Schebiith (was die ersten fünf Traktate anbelangt)? Weil diese Traktate, wie ich nachgewiesen, einst ein Ganzes ausgemacht haben.

Blau hat das alles also nicht gesehen und mich trotzdem als Lieferanten behandelt, der im Schaukasten der Einleitung ruhmredig Herrlichkeiten verspricht, von denen sich nachher nicht die Spur zeigt. Er sagt nämlich nicht, daß das Dargebotene unbrauchbar sei, sondern daß ich nichts davon aufgewiesen. Und nun bitte ich ihn, die oben gegebene feste Kette des Beweises zu durchbrechen.

Nach dieser ersten starken Probe peinlicher Genauigkeit, womit Rez. mein Buch gelesen, wäre ich schon mit ihm fertig und könnte als Sieger davongehen, wenn mir nicht die Erörterung selbst wertvoll wäre, ja, wenn ich nicht den lehrreichen Anblick ferner bieten wollte, wie ein selbstgenügsamer Rez. auf seiner Höhe bei jedem Schritt, den er in das zu besprechende Werk hineinwagt, irrt.

Ich lasse, wie Blau meint, den Leser vor lauter meist unbewiesenen Hypothesen nicht zu Atem kommen. Als Beispiel führt er an: „Den Neemanim, nicht den Chaberim gehört der größte Teil von Demai an", um zu fragen: „Wer sind die Neemanim, warum gehört der Traktat ihnen?" Habe ich das S. 53 und in den vorhergehenden halachischen Darlegungen nicht genügend dargetan? Sieht es nicht aus, als spräche ich in lauter Rätseln? Und muß der Leser, für den doch eine Besprechung eine Einführung in das Buch sein soll, nicht annehmen, den Neemanim gehörte Demai deshalb, weil sie die Ordner des Traktats seien? Nun höre man die Sache im Zusammenhange: „Peruschim und Chassidim sind verschwunden, Chaberim und Neemanim treten an ihre Stelle; nicht mehr herrschen die Toharoth von Chagigah vor, sondern Therumoth und Maasseroth; den Neemanim, nicht den Chaberim gehört der größte Teil von Demai an". Wenn Blau nun gefragt hätte, warum ich statt Chaberim nicht Chassidim stehen habe, so wäre er berechtigt gewesen. Aber das ist ihm garnicht in den Sinn gekommen; und wenn, so hat er es höchst unklar ausgedrückt. Solche Kleinigkeiten, die bei genauester Prüfung des Entwurfs einem Schriftsteller entgehen, verbessert der Leser selbst. Ich habe nämlich vorher gezeigt, daß Peah, Demai und Chagigah einst in genauem Zusammenhange gestanden; ich könnte noch den Traktat Toharoth hinzufügen. Die älteren Halachot, welche zur Zeit der Abfassung des jungen Traktats Demai nicht mehr in Uebung waren, blieben in Chagigah und Toharoth zurück, während die noch üblichen Demaihalachot nach Seraim kamen. Chassidim und Peruschim waren nämlich längst verschwunden mit ihren strengen Reinheitsbestimmungen, es gab nur noch wenige, welche „Chullin in der Reinheitsstufe der Therumoth oder des Kodesch" aßen — den Rest des Ueblichen zeigt, sehr gemildert, Demai. Das ist der Sinn obigen Satzes, und das zeigt der Zusammenhang. Wer kann bei Blau auch nur das Geringste davon erkennen? Ist es möglich, daß er nicht drei Zeilen zurückgeblickt hat, daß ihn das nicht veranlaßt hat, weiter auf die Darstellung von Demai vorsichtig zurückzugehen? Und diesen Satz von den Neemanim und Chaberim, der einfach aus dem inhaltlichen Verhältnis von Demai zu Chagigah (Toharoth) sich herschreibt und von mir aus Mischna und Apokryphen beglaubigt worden ist, nennt er eine unbewiesene Hypothese, die den Leser nicht zu Atem kommen läßt? Was hätte er nun erst gesagt, wenn ihm die obige weit kühnere und doch genau begründete Ansicht von der einstigen Einheit Chagigah-Demai vor Augen gekommen wäre? Der Einheit von Berakhoth, Megilla, Rosch haschanah, Taanit? Der Einheit von Peah und Schebiith? Ja, von Schebiith und Gittin? Das sind doch weit kühnere Vermutungen — daran ist doch etwas zu verspotten und zu bemängeln, ich biete sie ihm dar. Er hat gewiß nur deshalb diese Kernpunkte unberührt gelassen und auf etwas winziges hingewiesen, weil er diese Dinge nicht — nein! sagen wir, weil er mich schonen wollte!

Doch im Grunde genommen war das alles leichtes

Geplänkel, da doch Reime und Alphabete selbst ein weniger genauer Ausdruck nicht das Herz des Werkes betreffen. Nun kommt aber der halachische Vorstoß, nun folgt mir Blau auf das Glatteis des Pilpul und kehrt das Innerste meines Buches um. Er will nämlich „Berge, die bei mir an einem Haar hängen“, nachweisen. Wir werden sehen, was der Berg gebären wird.

Ich nehme an, Berakhot $1_{3}\beta$, wo R. Tarphon nach seiner eigenen Erzählung den Schammaïten folgt und deshalb in Lebensgefahr gerät, eine Baraitha ist, welche Rami ben Jecheskel und R. Joseph als Mischna noch nicht gekannt. Nach Rami darf man im Gegensatz zu obigem Satz beiden Schulen folgen und R. Joseph bringt den Beweis, daß man sich nach dem Hilleliten zu richten hat, aus Succah. Die Tossafoth haben diesen merkwürdigen Umstand wohl gemerkt und suchen in ihrer Weise einen Ausgleich. Aber, was bei ihrem Scharfblick für mich spricht, aufgefallen ist es ihnen. Erst R. Nachman bar Jizchak führt als Nächstliegendes den Satz des R. Tarphan an. Im Jeruschalmi steht er z. St. als Nachsatz zur Tossefta von R. Ismael und R. Eleasar ben Asarja, wo etwas ähnliches behandelt wird, und im Babli z. St. wird die Frage, welche Rami und R. Joseph darlegen, auch nach jener Tossefta gestellt. Von dem אר"ט als Mischna ist keine Rede. Nachträglich erst fand ich, daß die Stelle in der dem Jeruschalmi vorgedruckten Mischna fehlt. Noch später sah ich, daß Frankel das als einen Fehler des Abschreibers ansieht. Das sind doch merkwürdige Dinge, welche für meine Ansicht sprechen.

Blau will aus Jeruschalmi z. St. den Nachweis führen, daß R. Jochanan die Stelle gekannt hat. Was will das besagen? Hat er sie als Mischna oder als Baraitha gekannt? Aber genau hingesehen ist dem Rez. der Nachweis, daß R. Jochanan unseren Satz im Auge hat, vollkommen mißglückt. R. Jochanans Worte von der Vorzüglichkeit der soferischen Gebote den Thorasatzungen gegenüber beziehen sich garnicht auf unsere Berakhotstelle, sondern auf Jeruschalmi Mischna Sanhedrin 11_{5}; ja, es hat den Anschein, als wenn R. Jochanan auch jene Sanhedrinmischna nicht als solche vorausgesetzt, sondern eine inhaltsgleiche und gleichberechtigte Baraitha angeführt hätte; sieht sie doch dort recht wie ein später mischnischer Zusatz aus; drängt sie sich doch in den Zusammenhang wie ein fremder Bestandteil hinein. Daß aber gerade R. Jochanan oft in solchem Verhältnis zur Mischna steht, muß Rez. doch auch S. 46 bezüglich der Mischna Peah $1_{1}\beta$ gesehen haben, wo selbst Tossafoth und Jesaia Berlin die Stelle als Baraitha oder gar als Memra behandelt und, wenn man nicht drehen und drücken will, man doch sieht, daß R. Jochanans Worte und die der jetzigen Mischna Peah $1_{1}\beta$ eins und dasselbe sind. Wozu soll er aber eine Mischna als Memra aussprechen, wenn er sie als solche schon kennt?

Weshalb wundert sich denn übrigens Rez. über solche Erscheinungen? Hat er denn nicht S. 18 gelesen, wie im Alfassi eine Baraitha zur Mischna gemacht wird? Laßt einen Abschreiber der Gemara nach Alfassi das Wort מתני' davorsetzen, und der Satz wandert dann in die Mischnajotbücher hinein, findet endlich sogar seinen Weg in den Jeruschalmi. Kennt er Bicc IV, Pesachim IV Ende, Sotah Ende nicht? Lauter Stellen, die man eben nur noch als Baraithot bei ihrem Uebergange in die Mischna festgehalten hat? Weiß er nicht, welche Stellen im Münchner Manuskript fehlen, daß er ein solches Aufheben von einer derartigen so wohl begründeten Behauptung macht? Ein auch nur oberflächlicher Kenner der einschlägigen Fragen wird sich über so etwas nicht wundern.

Damit ist der halachische Vorstoß beendet. Ich atme beruhigt auf. Blau hat zum Glück nicht bemerkt, daß ich versäumt habe, nochmals S. 25 Peah 85 zu wiederholen, daß wir hier den schon vorher genannten Armenzehnt vor uns haben; daß ich, aus dem Gedächtnis schreibend, S. 22 (3_{5} Peah) nicht Baumstümpfe angegeben; ebenso S. 40 bei Juda; (so genau muß der Verf. und auch der Rez. nachsehen); daß in den Bemerkungen Jose Chisma statt R. Eleasar ben Chisma steht. Ich nehme diese Gelegenheit wahr, das zu berichtigen. Was hätte Blau gesagt, wenn er gemerkt hätte, daß mir bei sorgfältigster Nachprüfung der Belegstellen bezüglich der Zahlen so manches Menschliche begegnet ist! Mir fehlte dabei der Genosse. Das alles ist ihm entgangen und wohl noch vieles Andere, wovon ich bis jetzt nichts weiß, worüber mich nur ein im einzelnen peinlich vorgehender Rez. unterrichten könnte. Ein solcher würde aber auch wissen, daß dies alles den Wert eines Werkes nicht gefährdet, wenigstens nicht vernichtet.

Nachdem Blau „Berge, die an einem Haare hängen“ bei mir gefunden hat, sagt er mit einem Mal herablassend: „Indes waren verfehlte Aufstellungen und Mißgriffe in Einzelheiten nicht von Belang, —“ (dies ist der Vordersatz, den ich zuerst allein betrachte.) Woher mit einem Mal dieser Rückzug? Er sagt vorher: „Die Annahmen von amoräischen Zusätzen sind in den allermeisten Fällen, um ein mischnisches Wort zu gebrauchen, „Berge, die an einem Haare hängen“. Nun gebe ich deren nicht zu wenige an. Ich habe eben gezeigt, welchen zweifelhaften Wert die Zweifel Blaus bezüglich Berakhot $1_{3}\beta$ haben. Wenn sich all' das nun wirklich als haltlos herausstellte, wäre das in einer Quellenscheidung nicht von Belang? Entweder Blau erkennt, daß diesen Einzelheiten andere gegenüberstehen können, welche als begründet mehr Wert haben, und dann muß er stillschweigend zugeben, daß meine Arbeit schon nicht so vollkommen unbrauchbar sei, wie er vorgiebt. Oder sollte ich annehmen, daß ihm die Magerkeit seiner Ausbeute selbst unangenehm erschienen sei und daß er einer etwaigen Entgegnung meinerseit damit schon vorbeugen wollte, als wären diese Mängel nicht die hauptsächlichen?

(Schluß folgt.)

Litteraturbericht.

Albert Kalthoff, Die Entstehung des Christentums. Eugen Diederich, Leipzig. 155 S. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Eine neue Schrift von Albert Kalthoff wird in den beteiligten wissenschaftlichen Kreisen immer freudige Zustimmung oder leidenschaftliche Ablehnung erfahren. Das ist ein Zeichen, daß er den in ihm lebenden Gedanken, als sie in die Buchform übergingen, den Stempel seiner Persönlichkeit aufzuprägen verstanden hat.

Wir können von einem Werke über die Entstehung des Christentums schon an sich selbst nicht absehen, da die damit verbundenen Fragen das Judentum lebhaft berühren; umsoweniger dürfen wir dem warmblütigen Werke Albert Kalthoffs aus dem Wege gehen, als hier alles in eine neue Beleuchtung rückt.

Kalthoff kann sich nicht dazu verstehen, die Entstehung des Christentums auf eine einzige Person zurückzuführen, von deren Dasein die Wissenschaft kaum etwas erkennen konnte und deren Lebensbeschreibung im Neuen Testament durchaus nicht den Eindruck des persönlichen Erlebtseins hervorruft. Christentum heißt Messiastum; Christen sind Messianisten, und in der Gestalt des Messias, des Gesalbten, haben die verschiedensten Kreise des Altertums ihre Zukunftshoffnungen verkörpert. Die wirtschaftlichen Gegensätze des Lebens, keine geistlichen Kirchenfragen haben diese Bestrebungen in Griechenland, Rom und Palästina nicht zur Ruhe kommen lassen — überall war es das Verhältnis zwischen Arm und Reich, Herren und Sklaven, Arbeitgebern und Arbeitern, Gläubigern und Schuldnern, das einen Befreier von den Lasten des Lebens wünschen ließ. Die staatlichen Schriften Platos gehen demselben Ziele entgegen, und wenn Aristoteles eine Sittenlehre des Mittelschlags und Epikur eine Lehre der Glückseligkeit verkündet hat, so ist Glückseligkeit aller Menschen ihr Ziel. In der römischen Welt arbeitet das Vereinsleben in religiöser Gestalt mit seinen gemeinsamen Kassen auf Erleichterung des Einzelschicksals durch Unterstützung hin; alle Unglücklichen, die Sklaven insbesondere scheinen durch eine Gemeinsamkeit der Gefühle verbunden, die auf ein glückliches Weltbürgertum statt des Einzelvolkstums abzielt.

Ganz besonders wird der Verfasser dem jüdisch-biblischen Geiste gerecht, der in letzter Zeit so viele Verkleinerungsversuche erleben mußte. Die Propheten Israels treten gegen die Ausbeutung der Niedern durch die Großen im Namen des gerechten und allgütigen Gottes auf, ihre Worte werden im Deuteronomion Gesetz, und der Heiligkeitsabschnitt drückt alledem den Stempel des Göttlichen auf und Bücher wie Ruth und Jonas weisen auf die allgemeinmenschliche Berechtigung zum Guten hin, die Weisheitsschriften stellen den Frevel in griechischer Weise als Torheit dar und machen die Persönlichkeit des Einzelnen zur Grundlage der Sittenlehre. Sehr entschieden zeigt Kalthoff Voraussetzungen späterer christlicher Kernlehren im Sirach und läßt Israel so auf den Geist des Messianismus kräftig losarbeiten.

Das daraus hervorgegangene Christentum ist eine Kulturerscheinung, die nicht losgelöst von allen anderen beurteilt werden darf. Kalthoff geißelt mit überlegenem Geiste den Widerspruch, mit welchem eine freisinnige Theologie durchaus an der Gestalt eines geschichtlichen Jesus als eines Musterbildes hängt, seine Worte und Ansichten, die unserem Fühlen widersprechen, so lange modelt und feilt, bis sie als „Wesen des Christentums“ (das zielt auf Harnack) nichts bestimmtes mehr an sich haben und allen möglichen Ansichten zugrunde gelegt werden können. Der Messias kann kein Einzelmensch und Musterbild, sondern nur als Typus das Werkzeug sittlicher Weltentwicklung sein. Das Christentum muß weltlich werden, eine Lehre der Entsagung und Abtötung ist das Widerspiel der vorwärtsstrebenden Menschheit, theologische Drehereien können keine Weltgrundlage werden: Die Religion muß sich verweltlichen, muß sich tatsächlich den Welterscheinungen zugrunde legen, indem sie eins mit ihnen wird und sie gestalten hilft. Nicht in der Vergangenheit, nur in der Zukunft kann der Boden einer Religion liegen.

Vor solch einem Standpunkte, wie ihn hier Kalthoff bietet, verschwinden all die kleinen und ewigen Zänkereien um den Gott aller Völker und das Gesetz der Liebe. Eins aber müssen wir betonen: Was Kalthoff hier als Ziel der Religion darstellt, das ist der Zweck des Judentums stets gewesen. Mit seiner Lehre von einem Schöpfer und Erhalter der Welt, einem Befreier aus Egypten und Gesetzgeber der Gleichheit und Liebe ist es sich stets gleich geblieben, so sehr man ihm andere Lehren als vergeistigter pries. Es wollte sich nicht bis zur Verflüchtung vergeistigen lassen. Sein Gesetz mit den Verästelungen auf das Leben ist nicht das Widerspiel des Gottesgeistes, sondern dessen Anwendung auf das Leben und dessen ewige gesellschaftliche Fragen. Seine Formen, seine Zukunftshoffnungen stehen vor einem solchen Standpunkt mustergiltig da und bedürfen keiner Mauserung, ja, können dieselbe nicht ertragen. Der Erdgeruch, der dem Judentum anhaftet, ist darum nicht das Schlechteste an ihm.

Eins müssen wir Kalthoff entgegensetzen: Er möchte nicht Palästina und das Judentum als Quelle des Christentums ansehen. Gewiß, der Geist jener Zeit arbeitete von den verschiedensten Punkten auf eine messianische Religion hin! Wie kommt es aber dennoch, daß alle Spuren auf Judäa und das Judentum als Ausgangspunkt des Christentums hinweisen? Daß jene einfachen Fischer Juden waren, daß die Evangelien Midraschform tragen und gerade die Bibel das Glaubensbuch der Menschheit geworden? Konnte aus einer anderen Quelle der Gedanke herkommen, dessen Wurzeln in der Bibel Kalthoff selbst so schön nachweist? Was sich in Hellas und Rom zerstreut fand — in Judäa war es vereint. Also diese Seite seines Buches wird Kalthoff einer genauen Durchsicht unterziehen müssen. Als Tatsachenmensch kann er solchen Tatsachen nicht aus dem Wege gehen.

Noch eines blickt aus dem Kalthoffschen Werke, wie aus vielen neuzeitlichen Hervorbringungen heraus: Ein Rest christlicher Gläubigkeit läßt sich, so lange es Gotteshäuser und Prediger des Christentums gibt, mit aller Gewalt nicht vertreiben, so groß oder so klein er ist; er ist ein Bedürfnis des Gemeindelebens, das mit ihm steht und fällt. Auf der anderen Seite stehen die gewaltigen Forderungen der Wissenschaft, die kein Gefühl anerkennen, nur die tatsächlich erweisbare Wahrheit. Ob Harnack oder Zahn — diese Gegensätze sind in ihnen gleich stark da und lassen sich nicht verwischen. Da gibt es nur eine Möglichkeit, die uns von all dem Hängen und Zweifeln befreit und die für alle Religionen mit gleicher Kraft verkündet werden muß: Es ist die duplex veritas!

Auf einer Seite fesseln uns die Bedürfnisse des Gemüts, das ganz anderen Gesetzen folgt, als die Vernunft sie gibt. Was die Wissenschaft verwirft, ist dem Gemüte gerade die rechte Stütze. Wie viele hat der brennende Dornbusch des Sinai, haben die erhobenen Hände des Mosis im Amalekskampf getröstet! Was kann die Wissenschaft damit beginnen? Können wir ihr diese biblischen Züge opfern, dann entleeren wir die Glaubensquellen gerade des edelsten Gehalts. Die Wissenschaft bleibt dagegen vor nichts stehen und kennt kein noli me tangere, und handelte es sich um die letzten Reste des Glaubens. Die Ergebnisse dieser Wissenschaft, wie folgenreich im ganzen, können nur in Verneinungen bestehen — soweit sie bejaht, nützt sie allerdings auch dem Glauben, aber wie wenig kann sie bejahen? Wann wird man sich dieses in der Sache liegenden Gegensatzes bewußt werden und nicht Wissenschaft mit dem Gemüte treiben und nicht den Mächten des Glaubens mit der Bedingung dienen, daß sie sich vor der Forschung erst zu verantworten haben? Die Forschung wird sie doch nicht aus dem Herzen der Menschen vertreiben. Beides ist gleichberechtigt, hat gleichen Wert. Die Wissenschaft dient dem ewigen Fortschritt, indem sie sich stets erneut, der Glaube und seine Quellen dienen dem Bestehenden, das bei dem Fortschritt der Menschheit als stetig gedacht werden muß. Unwillkürlich werden Glauben und Wissen einander beeinflussen können, aber nicht unbedingt: Dann werden beide irren. Der Forscher wird vor gewissen Ergebnissen zurückbeben, und der Gläubige wird mit der Wissenschaft Ausgleichsverträge schließen. Das möge auch Kalthoff bedenken, wenn er von der Zukunft der Religion spricht.

Inhalt der Nummer 7.

Verantwortlicher Redakteur: Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.

Druck von Arthur Scholem, Berlin.

und die Adligen legten es den Juden nahe, die Erlaubnis zur Rückkehr nachzusuchen.

Ferdinand erklärte, er habe geschworen, die Juden auszuweisen und dürfe seinen Eid nicht brechen. Da entschloß sich ein edler Jude namens Mordechai Cohen, seines Standes ein Buchdrucker aus der berühmten Druckerfamilie Soncino, nach Rom zu reisen, um den Papst für die Auflösung des kaiserlichen Gelübdes geneigt zu stimmen. Er erreichte seinen Zweck und hatte die Genugtuung, seinem Volk hierdurch eine große Wohltat erwiesen zu haben. Er liegt neben einem andern Buchdrucker — auch ein Cohen — namens Bezalel bestattet. Seine Grabinschrift lautet:

מצבת הר' מרדכי פה נטמן צדיק ישר
ראש ומנהיג הרבה גירושים בטל
מסר נפשו ולרומי הלך
ושבועת הקיסר על יד האפיפיור התיר

„Denkstein des R. Mordechai: Hier liegte der edle Fromme begraben, ein Leiter und Führer, der viel Unheil abwandte und sich entschloß, nach Rom zu reisen, um den Schwur des Kaisers durch den Papst zu lösen."

In so bewegten Zeitläuften, wo die Prager Juden von den schwersten Gefahren bedräut waren, fehlten die ניגוני הדור die „Schutzengel des Geschlechts" nicht. Der besten einer war Mordechai Meisel, Sohn Samuels, der im Jahre 1601 starb, und dessen Grab durch einen hohen und reichverzierten Denkstein mit einer diesem Roschhakohol würdigen Inschrift geschmückt ist. Er war sehr reich und vergaß nicht, die Rabbinerweisheit, daß Wohltun das Salz des Geldes ist. So machte er von seinem großen Vermögen den rechten Gebrauch. Er war ein Segen für die durch große Brände und fortgesetzte Unglücksfälle verarmte Prager Judenschaft. Er lieh den Bedrängten zinsenlos Geld, gab mit vollen Händen Almosen, kleidete an den Festen die Armen der Gemeinde ein, schenkte jedes Jahr zwei armen Mädchen die Aussteuer. Auf eigene Kosten erbaute er eine Synagoge, er errichtete ein Frauenbad, ein Armenhaus, ein Spital ועשה בית ועד und gründete, wie es in der Grabinschrift heißt, ein Lehrhaus, in dem der berühmte Rabbi Juda ben Bezalel Vorträge hielt. Aber nicht nur auf den Kreis seiner Heimatsgemeinde beschränkte sich seine Wohltätigkeit. Als die jüdische Gemeinde zu Posen im Jahre 1590, in demselben Jahr, in dem er die nach ihm genannte Synagoge in Prag erbaute, infolge einer Feuersbrunst vollständig verarmte, half er ihr mit 20000 Talern aus. Die heilige Stadt bedachte er fortgesetzt reichlich mit Spenden. Für Auslösung gefangener Juden (Pidjon Schebujim) zahlte er große Summen. Seinen hohen Einfluß am kaiserlichen Hof — er führte den Titel Regierungsrat — verwandte er zugunsten seiner Glaubensbrüder. An seinem Leichenbegängnis nahmen die höchsten Hofbeamten teil. Sogar der Kaiser Rudolf hatte einen Stellvertreter gesandt. Nichtsdestoweniger zog der Kaiser Meisels ganzes Vermögen, das der kinderlos Verstorbene seinem Neffen vererben wollte, für den Fiskus ein.

In anderer Weise, nicht weniger treu, diente Meisels großer Zeitgenosse „der hohe Rabbi Löw" dem jüdischen Volk. Der Grabstein dieses unsterblichen Meisters ist im Jahre 1815 restauriert worden. Juda, Sohn Bezalels oder מהר'ל מפראג suchte durch Vorträge und Schriften die niedergedrückten Gemüter wieder aufzurichten. In seinen Werken נצח ישראל und תפארת ישראל lenkt er immer wieder das Auge auf die herrlichen Verheißungen der Propheten von einer heilvollen Zukunft. Gegen die damals üblich gewordene Ueberschätzung des Verstandesmäßigen in der Religion appellierte er für die Rechte des Gemüts und der Empfindung. Mit der von Jakob Pollack, ebenfalls Rabbiner in Prag, eingeführten und ausgebildeten Pilpulmethode, einer Disputier- und Diskutierkunst, die nicht den wahren Sachverhalt klarstellen, sondern den eigenen Scharfsinn zeigen will, will er nichts gemein haben, er behauptet von dieser sophistischen Lehrart, sie sei geeignet, alle wahre Religionskunde gänzlich zu vernichten. Statt den Leuten den Kopf zu verdrehen, sollte man sie lieber ein Handwerk lehren. Für bloße Verstandesübungen sei das Schachspiel gut genug. Der Unterricht in heiligen Dingen soll die Wahrheit ermitteln und sich fern von falschen Deuteleien halten. Ebenso ernst wendet er sich gegen alle, die die kindlich-naive Gläubigkeit mit der Lauge ihrer Skepsis zersetzen. So wendet er sich in seinem Beer hagola gegen den Freidenker Asarja de Rossi, der ihm in dem Werk Meor enajim die agadischen Erzählungen durch philosophische Exegese zu sehr verflüchtigt. Bekannt ist die Sage, daß er aus Lehm einen Menschen geformt habe, dem er durch Anwendung des göttlichen Namens Leben einhauchte. Die unbeseelte Lehmmasse heißt Golem, Golem heißt im rabbinischen Sprachgebrauch der rohe ungebildete Mensch, auch ihm will Juda b Bezalel Leben, höheres geistiges Leben durch den göttlichen Namen, durch die Beschäftigung mit der Thora zuführen. Es liegt etwas pädagogisches im Wesen dieses Rabbis. Er ist Volkslehrer, Jugendunterweisung der Gegenstand seiner Sorge. Für die Schäden in dem damaligen Unterrichtsbetrieb hat er ein offenes Auge. In der Einleitung zu seinem in der Oxforder Bibliothek handschriftlich vorhandenen Kommentar zu Raschis Pentateucherklärung באר מים חים schreibt er (nach dem in Scheinhaus trefflichem ללמוד וללמד angeführten Zitat übersetzt): Es ist zu beklagen, daß die Dezisoren und ihre Kontroversen von der Jugend eingehend studiert, aber die Primarquellen der Gesetzeskunde, Bibel, Talmud und die früheren Exegeten vernachlässigt werden. Um Raschis wertvollen Thorakommentar diesem Geschick unverdienter Vergessenheit zu entziehen, halte ich allsabbatlich darüber Vorträge, aus denen dann allmählich der hier vorliegende Superkommentar zu Raschi entstand." Auch das Studium der hebräischen Grammatik empfiehlt er in seinem ebenfalls handschriftlich vorhandenen Werk עץ חיים. Hier fordert er die jüdische Jugend auf, hebräische Sprachwissenschaft zu pflegen, und dem Vorbild Abe Esras, Kimchis usw. zu folgen. Nur das Weh der Zeiten hätte den wissenschaftlichen Sinn ersterben lassen, den für die heilige Sprache wiederzuerwecken sein Streben sei.

ועכ' קראתי שם השערים האלה עץ החים להיות חכמה ואת כנגד חכמת התלמוד דוגמת האילן עם הפרי כי כמו שהאילן קודם לפרי כן חכמה דו קודמת לחכמת התלמוד וכמו שהפרי עיקר כך התלמוד עיקר מן חכמה דו

(bei Scheinhaus das.) „Darum nenne ich dieses Buch „Baum des Lebens", weil die Grammatik zum Talmudstudium sich verhält, wie der Baum zur Frucht. Erst der Baum, die Grammatik, dann die Frucht, der Talmud, wertvoller freilich die Frucht, der Talmud, als der Baum, die Grammatik!"

Beim Fortschreiten fällt unser Blick auf einen schlichten, schmucklosen Stein, auf dem wir unter einem Magen David die wenigen Worte in großen Lettern lesen:

יום ה' אלול שע'ג לפק פה נ' החסיד מהר"ר דוד גנז ז'ל בעל
צמח דוד בן מהור'ר שלמה גנז

Donnerstag im 8. Elul 5373. Hier ruht der fromme gelehrte

David Gans sel. Anged. Verf. des „Zemach David", Sohn des geehrten Salomo Gans.

David Gans, ein westfälischer Jude, hatte wohl von seinem Lehrer Moses Isserles (רמ״א), dem Glossator des Schulchan aruch, die erste Anregung zu geschichtlichen Studien erhalten. Auf diesen Meister jüdischer Gesetzeskunde beruft er sich auch für die Erlaubnis, am Sabbat historische Bücher lesen zu dürfen. Sein geschichtliches Hauptwerk Zemach David behandelt im 1. Teil die jüdische, im 2. Teil die allgemeine Geschichte bis zum Jahr 1592 im trocknen Chronikenstil, der nur selten gewürzt ist durch eingestreute Anekdoten. So erzählt er u. a., sein Großvater habe für das Jahr 1500 so fest auf die Ankunft des Messias gerechnet, daß er den für Mazzot bestimmten Backofen einriß, weil er fest überzeugt war, das nächste Peßachfest schon im heiligen Land verleben zu können. Gans war nicht nur Geschichtsschreiber, er hatte auch reiche mathematische, geographische und astronomische Kenntnisse, er stand in schriftlichem Verkehr mit Johann Müller, Keppler und Tycho de Brahe. Diesen letzteren besuchte er auch auf seinem Schloß Benatek bei Prag.

Zur Zeit des David Gans war Rabbi Ephraim Lenczicz, Sohn Arons, Oberrabbiner in Prag, der den Historiker um sechs Jahre überlebte. Als hervorragender Kenner der talmudischen Literatur gewann er weit über Böhmens Grenzen hinaus Ansehen und Bedeutung. Von klarem, durchdringendem Verstand, von tief sittlichem Ernst und heißer Wahrheitssehnsucht, war er Gegner aller geschraubten, innerlich unaufrichtigen, nur auf den Schein berechneten Sophistik und verabscheute die Künsteleien und Auswüchse der Pilpulmethode. Seine Werke עוללות אפרים und כלי יקר sind eine reiche Quelle der Anregung. In der Jugend mit dem berühmten Verfasser des Mischnakommentars Tosaphot Jomtob, Lippmann Heller, dessen wir noch ausführlicher gedenken werden, innig befreundet, studierte er mit diesem gemeinsam die religionsphilosophischen Autoren, und schrieb einen Kommentar zu Bedarsis Bechinat Olam.

Noch eines berühmten Zeitgenossen des Chronisten sei Erwähnung getan, des Gemeindevorstehers Jakob Basschewa, auch Jakob Schmiles genannt. Dieser mit Glücksgütern reich gesegnete Mann wurde 1622 geadelt und führte fortan den Namen von Treuenburg. Sein Wappen ist ein blauer Löwe mit acht Sternen im blauen Feld. Der Adelsbrief wurde kontrasigniert vom Kanzler Popel von Lobkowitz und dem Geheimschreiber Philipp Fabricius, der 1618 in Gemeinschaft der beiden Statthalter Martinitz und Slavata aus dem Prager Schloßfenster gestürzt wurde. Er begleitete oft das Hoflager des Kaisers und konnte infolge seines Einflusses durchsetzen, daß die Juden 1621 vor der andringenden Landsknechtenschar durch eine kaiserliche Schutzwache gedeckt und gerettet wurden. Die Rettung, so unerwartet erfolgt, wurde durch einen Gedenktag verewigt, über dessen Einsetzung wir in einer alten Urkunde lesen

קימו וקבלו עליהם חכמי פראג עם הסכמת האב״ד ר׳ישעיה טנל
לעשות את יום יד׳ לחדש חשון יום זכרון

„Die Weisen Prags haben unter Zustimmung des Oberrabbiners Jesaias (Hurwitz) diesen Tag, den 14. Cheschwan zum Gedenktag geweiht." Ein besonders großes Verdienst hat er sich um den in unverdientes Leid geratenen Rabbi Lippmann Heller erworben. Dieser war Mitglied einer Steuer-Einschätzungskommission und hatte durch diese Tätigkeit sich den unversöhnlichen Haß einer Prager jüdischen Familie zugezogen. Wegen Ungerechtigkeit in der Steuerverteilung und Beleidigung des Christentums von seinen Feinden denunziert, wurde Lippmann Heller gefänglich eingezogen und schmachtete in Wien zehn Jahre in Haft. Durch die Opferwilligkeit Jakob Bassewis und anderer Edlen wurde die für damalige Geldverhältnisse große Summe von 10 000 M. zur Auslösung des unglücklichen Rabbiners aufgebracht, und dieser nur mit Landesverweisung bestraft. Sein reicher Gönner bewirkte aber die Aufhebung auch dieser Strafe und verschaffte ihm die Erlaubnis, in Deutschland ein Rabbinat annehmen zu dürfen. Rabbi L. Heller machte aber von dieser Vergünstigung keinen Gebrauch. Mochte er sich unsicher fühlen, mochten es andere Gründe sein, er ging nach Polen.

Die Gattin des hochherzigen Helfers, deren Andenken ein reich verzierter Grabstein gewidmet ist, Feudel bas Schewa, Edle von Treuenberg, Tochter Eberl Geromins, wird in der Inschrift als fromm und mildtätig gepriesen. Sie ließ täglich Arme speisen, schenkte an Waisenkinder Kleider, stattete arme Mädchen aus, förderte arme Thora-Studierende durch Geldmittel und Zuwendung von Büchern und steuerte reichlich für die Errichtung von Gotteshäusern und Schulen bei. Zu ihrer Zeit lebte in Prag ein bekannter religiöser Frauenschriftsteller Jakob b. Isak, der Verfasser des vielgelesenen Andachtsbuchs צאינה וראינה.

Wir verlassen diese Gräber und lesen auf einem in der Nähe befindlichen Grabstein die Worte רופא מקנדיא Arzt aus Kandia und darunter ein zeilenreiches Epitaph. Es ist das Grab Rabbi Josefs del Medigo aus Kandia bei Venedig. Sein rastloses Wanderleben führte ihn schon als 15jährigen Jüngling nach der Universität Padua, wo er Heilkunde und Weltweisheit studierte und zu den persönlichen Schülern Galileis, des Märtyrers für die Naturwissenschaft und des Entdeckers der Himmelsgesetze gehörte. Er durchstreifte die damalige bekannte Welt nach allen Himmelsrichtungen und lebte unstet als gelehrter Tourist, bald in Aegypten, bald in Polen, bald in Deutschland. Hier sehen wir ihn als Leibarzt des Fürsten Radziwill, dort besiegte er den Araber Ali ben Rhamadan in einem mathematischen Wettkampf. In Hamburg sehen wir ihn als Prediger der Portugiesen-Gemeinde. Er war übrigens Abkömmling des gelehrten Elia del Medigo, der den in der Geschichte der Philosophie vielfach erwähnten Pico von Mirandula in die Geheimnisse der Kabbalah einführte und Professor in Padua war. Von diesem Elia del Medigo ist auch die Schrift Bechinat hadath, zur Scheidung der Gesetzeslehre von der Philosophie, wo zum erstenmal auf die Dogmenlosigkeit des Judentums als der reinen Gesetzesreligion hingewiesen wird, eine Behauptung, die dann Mendelssohn in seinem „Jerusalem" wieder stark in den Vordergrund stellt.

Schließen wir unsere Betrachtung mit dem Hinweis auf Rabbi David Oppenheimer, der 1736 auf dem Prager Friedhof bestattet wurde. Von drei Kaisern nacheinander (von Leopold I., Josef I., Karl VI.) mit der Würde eines böhmischen Landesrabbiners ausgezeichnet, hatte er viel wissenschaftlichen Sinn; er verfaßte mehrere hebräische Werke und war der Protektor vieler aufstrebender Talente. In seinem Haus verkehrten: der kabbalistische Schwärmer Chajon, durch dessen des Sabbatianismus verdächtige Schrift Mehemnuta de Kolo Oppenheimer viel Scherereien hatte, der jugendliche Jonathan Eibenschütz, der nachmals in Hamburg einen jahrelangen Kampf gegen R. Jakob Emden zu führen hatte, und der mystische Rabbi Naphtali Cohen. Alle diese erhielten von Oppenheimer reichlichste Förderung. Als Neffe des Wiener k. k. Hoffaktors Samuel Oppenheimer war er selbst sehr reich; die Verzehntung seines großen Vermögens an Arme der Gemeinde betrug mehr als 50 000 Reichstaler. Von dem Oheim erbte Oppenheimer auch eine prächtige Bibliothek. Samuel Oppenheimer hatte

vom Prinzen Eugen die von ihm erbeuteten seltenen Handschriften und Bücher erhalten. Diese Büchersammlung vermehrte D. Oppenheimer noch, so daß sie 5000 Bücher und 1000 Manuskripte enthielt. Um sie vor den Zensoren zu schützen, ließ er sie bei seinem Schwiegervater in Hannover aufstellen. Schließlich kam diese Bibliothek, nachdem sie jahrelang in Kisten verpackt in Hamburg lag, für den Spottpreis von 9000 Taler nach Oxford in die Bodleiana, deren schönste Zierde sie jetzt nach dem Urteil der Fachgelehrten bildet.

Frommer Väterbrauch lehrt beim Verlassen der Gräberstätte die Worte zu sprechen: ויציצו מעיר כעשב הארץ „sie erblüh'n aus ihrer Stätte wie die Blumen des Feldes." An den Ort des Todes pflanzt Israel den Baum des Lebens, durchdringt die Erinnerung an das Sterben mit hoffnungsreichen Gedanken der Unsterblichkeit. Brauchen die Frommen nach der talmudischen Anschauung nicht der Denksteine, weil sie schon durch ihr Wirken unvergeßlich fortleben, so sollen aber die Mazebot, die pietätvolle Liebe ihnen gesetzt hat, nie schwindende Mahnzeichen für uns sein, in unserm Innern das Andenken der großen Toten zu verjüngen und so die Merksteine ihres Todes für uns zu Marksteinen des Lebens zu gestalten.

Literarisches.

Für unsere Unmündigen. Dreißig Geschichten aus der Bibel. Von J. Herzberg. Verlag von Friedrich Ebbecke in Bromberg.

Ein Lehrbüchlein für die israelitischen Kleinen in Haus und Schule, von einem erfahrenen und geschickten Schulmann verfaßt.

Die Politik.

(Vom deutschen Turntag.) Pfingsten 1901 hatte der Turntag des 15. (österreichischen) Turnkreises satzungsmäßig bestimmt, daß nur Mitglieder „arischer Herkunft" aufgenommen werden, Juden also ausgeschlossen werden sollen. Die Ausgeschlossenen und ihre Anhänger erhoben gegen diesen Beschluß beim Ausschuß der deutschen Turnerschaft Einspruch. Der Forderung nach Nichtigkeitserklärung des dem Wortlaut und Geist des Grundgesetzes der deutschen Turnerschaft widerstreitenden Beschlusses wurde nicht stattgegeben, weil angeblich die Satzungen keine Handhabe böten, dem Wunsch der Antragsteller nachzukommen. Darauf schieden die beteiligten Turnvereine aus dem 15. Turnkreis aus und bildeten einen eigenen „Verband der deutsch-freiheitlichen Turner Oesterreichs", der auch vom Ausschuß als Mitglied der allgemeinen „Deutschen Turnerschaft" anerkannt wurde, „Kreisrechte" aber nicht erhielt. Der dreizehnte deutsche Turntag hat jetzt die Zuerkennung der Rechte und Pflichten eines Kreises an den Verband der deutsch-freiheitlichen Turner Oesterreichs ausgesprochen. Die „Kreuzzeitung" hat sich der turnenden Antisemiten vergeblich angenommen. Sie schrieb vor der Entscheidung:

„Solange solche Elemente (nämlich: Juden) von der Turnerschaft überhaupt als Mitglieder geduldet werden, scheint es uns an sich ziemlich gleichgiltig zu sein, ob sie „Kreisrechte" erhalten oder nicht. Nicht gleichgiltig ist es jedoch, ob das Judentum auch auf diesem Gebiet seinen Einfluß erweitern darf oder ob ihm gründlich Halt geboten wird. Deshalb halten wir den Standpunkt des 15. österreichischen Turnkreises, der nur Arier als Mitglieder aufnimmt, für durchaus verständlich. Ob die Juden turnen können oder nicht, darauf kommt es nicht an. Wenn sie Lust und Geschick dazu haben, so mögen sie eigene Vereine bilden, wie es deren ja auch tatsächlich eine ganze Menge gibt, die sicherlich keinen Arier aufnehmen würden, wenn dies überhaupt in Frage käme, sondern durchaus unter sich sein wollen. Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein, und zwar aus dem sehr naheliegenden Grunde, daß arische und jüdische Weltanschauungen sich nicht miteinander vertragen. Wozu hier also eine künstliche Vermengung herbeiführen, die nicht einmal das für sich hat, daß sie als „notwendiges Uebel" erscheint? Die Zionisten sehen das ein und ziehen sich deshalb von jeder geselligen Gemeinschaft mit den Ariern zurück, denen sie sich nicht länger aufdrängen möchten. Diesen berechtigten Stolz würden wir gern auch bei den übrigen Juden aufflammen sehen. Aber leider scheint dazu wenig Aussicht zu sein."

Was eine „arische" Weltanschauung ist, wissen wir nicht. Die „Kreuzzeitung" weiß es auch nicht. Was eine „jüdische" Weltanschauung ist, wissen wir. Die „Kreuzzeitung" weiß es nicht. Wir wollen es ihr aber sagen: Es ist die unter Umständen von Juden gewählte Bezeichnung für die sittliche Weltanschauung, für die unter gleichen Umständen Christen die Bezeichnung „christliche" Weltanschauung wählen.

Den Juden ist es nicht eingefallen, jüdische Turnverbände zu schaffen, bevor die jüdischen Turner aus den allgemeinen Verbänden von den Antisemiten hinausgeekelt wurden. — Die Zionisten aber wird das Lob der „Kreuzzeitung", so heuchlerisch es ist, schamrot machen.

* * *

(„Judenblätter.") Die „Germania" ist mit den „Judenblättern", demgemäß auch mit den Juden unzufrieden, weil die „Judenblätter" gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes Stellung genommen haben, und droht mit antisemitischen Repressalien seitens des Zentrums. Zu solcher Drohung fehlt der „Germania" die Aktivlegitimation. Sie selbst ist schon immer von Herzen antisemitisch gewesen. Dem entspricht es auch, daß sie die ihr mißfälligen Blätter Judenblätter nennt und für diese die Juden verantwortlich machen will. Es wird auch nichts helfen, ihr zu sagen, daß nicht ein einziges wirkliches „Judenblatt" jemals eine Silbe gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes geschrieben hat. Wenn die „Germania" den alten Scherz wiederholt, den „Ulk" mit seiner Beilage „Berliner Tageblatt" als „Judenblätter" anzusprechen, so ist das eben eine Unwahrheit, die durch Wiederholung nicht ihren Charakter ändert.

* * *

(Aus Rußland.) Die russische Presse hat Weisung erhalten, jede Aufreizung der Volksleidenschaften, d. h. jede antisemitische Hetze zu unterlassen. Die Ortsbehörden haben Befehl, durch strenge Maßregeln für die Sicherung der öffentlichen Ruhe zu sorgen. Die Verfügung ist durch die Gerüchte von bevorstehenden Krawallen gegen die jüdische Bevölkerung in Südrußland hervorgerufen. Ungefähr zu gleicher Zeit hat der russische Minister des Innern v. Plehwe an die Gouverneure, Stadthäupter und Oberpolizeimeister nachstehendes vertrauliche Zirkular gerichtet:

„Die Anordnungen zur Entfernung der Juden aus den Orten außerhalb der jüdischen Ansiedlungszone, die zu verschiedenen Zeiten vom Ministerium der Inneren Angelegenheiten gegen diejenigen Juden, die sich dort unrechtmäßiger Weise angesiedelt haben, getroffen worden sind, veranlaßten die örtlichen Behörden zu mehr oder weniger strengen Maßregeln gegen diese Juden. Aus den zahlreichen Beschwerden der ausgewiesenen Juden an das

Ministerium und aus den Berichten der örtlichen Behörden ist zu ersehen, daß die Maßregeln der Verwaltungen behufs Wiederherstellung der Wirkung der Gesetze, die das Wohnrecht der Juden beschränken, bisweilen von schweren Folgen für die Betroffenen begleitet waren. Indessen muß bemerkt werden, daß in gewissen Fällen die Ursachen des ungesetzlichen Aufenthalts der Juden in Orten, in denen der Aufenthalt ihnen nicht erlaubt ist, in der Mangelhaftigkeit unserer Juden-Gesetzgebung gesucht werden muß, einer Mangelhaftigkeit, die von der höchsten Regierung zugestanden wird und sie veranlaßt hat, die Vorbereitungen zu einer Revision der die jüdische Bevölkerung des Reichs betreffenden beschränkenden Gesetzgebung in Angriff zu nehmen. Die Unklarheit dieser Gesetzgebung, die selbst bei den höchsten Staatsbehörden widersprechende Deutungen verursacht, beeinflußte notwendigerweise auch die Einheitlichkeit und Rechtmäßigkeit der einschlägigen Verfügungen der örtlichen, namentlich der untergeordneten Behörden, höchst ungünstig. Bei dieser Sachlage wäre es nicht ganz billig, alle die schweren Folgen einer unrechtmäßigen Ansiedelung der Juden an Orten, die außerhalb der für ihren Aufenthalt bestimmten Zone liegen, die betreffenden Juden tragen zu lassen, namentlich in gegenwärtiger Zeit, wo die schwere Lage der ausgewiesenen Juden noch vielfach verschlimmert wird durch die Kriegsereignisse im fernen Osten, die die Mobilisierung gewisser Militärbezirke und die Einberufung der Reserven, unter denen sich auch Mitglieder ausgewiesener Familien befinden können, veranlaßt haben.

Aus diesen Gründen und in dem Bestreben, alles zu vermeiden, was in dieser schweren Zeit den regelmäßigen Gang des inneren Lebens des Reiches stören und die Unzufriedenheit der Bevölkerung erregen könnte, halte ich es für notwendig, sofort, zeitweilig, bis zur Wiederherstellung des Friedens, von den Juden, die nach Ansicht der administrativen Behörden sich unrechtmäßiger Weise in ihrem jetzigen Wohnort aufhalten, die Ausweisung derjenigen einzustellen, die den Wohnort rechtmäßig bezogen hatten, aber nachträglich ihr Wohnrecht verloren haben, sowie ferner derjenigen Juden, die schon längere Zeit in ihrem gegenwärtigen Wohnort wohnen und dabei eine Familie und Haushaltung besitzen. Hiervon habe ich die Ehre, Euer Exzellenz zu benachrichtigen, behufs entsprechender Verfügung, mit dem Bemerken, daß als unerläßliche Bedingung für die Anwendung der gegenwärtigen Verfügung die Gewißheit der administrativen Behörde betrachtet werden muß, daß der Jude, der in einem für ihn verbotenen Wohnort belassen werden soll, weder für die öffentliche Ordnung schädlich ist, noch in der Bevölkerung, in deren Mitte er sich aufhält, Unzufriedenheit erregt."

Das Zirkular ist dadurch hervorgerufen worden, daß man die Angehörigen jüdischer Aerzte, die zum Kriegsdienst einberufen, aus ihrem Wohnsitz verwiesen hatte, weil durch die Einziehung des Familienhauptes zur Kriegsleistung die Grundlage des Wohnrechts außerhalb des Niederlassungsgebiets hinfällig geworden war. Diese barbarische Auslegung und Handhabung eines unsinnigen und ungerechten Gesetzes war selbst für Herrn v. Plehwe zu russisch.

Mittlerweile darf Herr Kruschewan, der Vater der vorjährigen Metzeleien von Kischinew, in Odessa mit denselben bewährten Mitteln eine Erneuerung der Greuelszenen herbeizuführen sich bemühen. Herr Kruschewan schreibt in seiner Zeitung „Snamja", als wäre er in Konitz oder Bütow in die Schule gegangen. Er läßt erzählen, daß die Juden in Amerika Geld gesammelt hätten, um für die Japaner ein Panzerschiff namens „Kischinew" zu kaufen, und schreibt, ganz nach westpreußischem Muster: „Hütet eure Kinder! Rechtgläubige, das jüdische Passahfest ist nahe! Ihr wißt, daß die Juden zu Ostern das Blut christlicher Kinder gebrauchen!"

Wochen-Chronik.

Wochen-	April 1904	Nisan / Ijar 5664	Kalender.
Freitag . . .	8	23	אסרו חג Sabb. Anf. 6,45.
Sabbat . . .	9	24	שמיני (Neumondsweihe.) פרק א׳ Sabb. Ausg. 7,35.
Sonntag . . .	10	25	
Montag . . .	11	26	
Dienstag . . .	12	27	
Mittwoch. . .	13	28	
Donnerstag . .	14	29	ער״ח
Freitag . . .	15	30	א׳ דר״ח Sabb. Anf. 6,58.
Sabbat . . .	16	1	פרקב׳שבתר״ח תוריעמצורע Sabb. Ausg. 7,48.

Berlin, 5. April. (Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums.) Am Sonntag, 17. April, 12 Uhr mittags findet die General-Versammlung der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums im Saale des Brüder-Vereins Unter den Linden 4a statt. Wer der Lehranstalt Interesse entgegenbringt, ist willkommen. Auf der Tagesordnung der Generalversammlung steht der Jahresbericht, Ergänzungswahl des Kuratoriums und ein Antrag auf Verleihung der immerwährenden Ehrenmitgliedschaft an den verstorbenen Prof. Dr. Lazarus. Dem gedruckten Jahresbericht ist eine Abhandlung von Dr. J. Elbogen über „die Religionsanschauungen der Pharisäer, mit besonderer Berücksichtigung der Begriffe Gott und Mensch" beigefügt; die gelehrte Abhandlung ist auch für gebildete Laien von großem Interesse.

Insterburg, 3. April. (Gemeindeverbandstag.) Am 10. und 11. d. Mts. findet hier der Verbandstag der ostpreußischen Synagogengemeinden statt.

Königsberg i. Pr., 3. April. (Jubiläum.) Am 1. Mai feiert Herr Oberkantor Birnbaum das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner hiesigen Amtstätigkeit.

Hamburg, 3. April. (Vermächtnis.) Der vor einiger Zeit hier verstorbene Kaufmann Simon Hesse hatte sein ganzes, ungefähr 400000 Mark betragendes Vermögen für wohltätige Stiftungen hinterlassen. Jetzt ist die Bestimmung getroffen worden, daß der größte Teil dieser Hinterlassenschaft zum Bau von Wohnungen verwendet werden soll, in der bedürftige Mitglieder der hiesigen jüdischen Gemeinde mietefrei wohnen sollen.

London, 3. April. (Zionistentag.) Der Vorstand des englischen Zionistenverbands hat den siebenten Tag des Passahfestes zum „Zionistentag" auserkoren und hat die Vorsteher und Rabbiner sämtlicher Gemeinden Englands ersucht, an diesem „Gedenktag unserer großen Befreiung" in ihren Predigten der Wiedergeburt des jüdischen Nationalgefühls innerhalb der Judenheit Ausdruck zu geben und den Hoffnungen auf Wiederherstellung unseres Volks in Palästina Worte zu leihen. In demselben Aufruf werden die Zionisten und ihre Gönner gebeten, an jenem Tag Zuwendungen für den Nationalfonds zu machen.

Hagenau i. Elsaß, 3. April. (Subventionen.) Die Regierung hat dem hiesigen jüdischen Waisenhaus eine Subvention von 2500 Mark gewährt. Das Waisenhaus war seinerzeit von dem in Paris lebenden Herrn Rhens begründet worden. Die Vereinigung der elsässischen Rabbiner hat dem Provinzial-Ausschuß eine Eingabe unterbreitet, in der die Regierung ersucht wird, die Gehälter der Rabbinen zu garan-

tieren. Wie man sagt, bringt die Mehrzahl der Abgeordneten diesem Gesuch großes Wohlwollen entgegen.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Die Neue Westend-Synagoge am Petersburgplatz in London hat am letzten Sonntag den Gedenktag ihres 25jährigen Bestehens durch feierlichen Festgottesdienst begangen.

Vakanzen: Dresden. Rel.-L., der Rabb.-Funkt. übern. kann. Meld. an Vorst.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von E. Berg.

(Fortsetzung.)

„Ich bringe Unglaubliches", begann der Baron verlegen.

„Einen Korb?!" rief Adalbert vergnügt.

„Wie, mein Fürst, Sie wissen?! Aber" setzte der alte Herr mit großer Aengstlichkeit hinzu, „Graf Alfred wird am Ende für das Fehlschlagen seiner Hoffnungen den Botschafter verantwortlich machen."

„Darin hätte er vielleicht so Unrecht nicht", lachte Adalbert.

„Was denken Sie, mein Fürst?! Wenig fehlte, und diese Juden hätten dem Baron von Schwarzenstein die Tür gewiesen."

„Was sagen Sie jetzt, Mama? Reicht mein „Geist in die Weite?"

„Hier halte ich die Absage an den Grafen!" Der Baron hob das Briefchen empor.

„Erlauben Sie einmal das Billett!" und da es der Baron offenbar ungern aus den Händen gab, fuhr der Fürst lächelnd fort: „Mein Wort darauf, Schwarzenstein, Sie sollen es unerbrochen wiederhaben." Er trat ans Fenster, drückte das Kuvert stark und glatt gegen die Scheibe und las durch das Glas wie folgt: „Kommen Sie sofort zu mir! Meine Zofe wird Sie vor dem Hause erwarten und Ihnen den Schlüssel zur Veranda geben. Während mein Onkel schläft, muß ich Sie unbedingt sprechen. Posthuma."

„Aber, aber!" sprach die Fürstin besorgt, „das schaut allem andern, nur keiner Absage ähnlich."

„Und doch wird es eine sein", sagte Adalbert nachdrücklich. „Ich glaube, das schlaue kleine Geschöpf beabsichtigt nur, ihm die Pille zu verzuckern."

„So ist es", bestätigte der Baron; „aber ich versprach, das Billett unverzüglich abzuliefern."

„Soll geschehen". Der Fürst schellte und befahl einem Diener, diesen Brief sofort Graf Alfred auf sein Zimmer zu tragen.

Zwei Minuten später hörten die in dem kleinen Boudoir lauschenden drei Verschworenen den Hufschlag eines davongaloppierenden Pferdes. Adalbert sah aus dem Fenster. „Er hat meinen Rappen genommen . . . Nun, für diesmal will ich ihm diese Freibeuterei noch verzeihen."

„Mein Gott", sprach die Fürstin leichenblaß, „wenn er nun nicht wiederkäme!"

Der Baron wollte hinausstürzen, aber der Fürst hielt ihn energisch zurück: „Nichts da, lieber Baron! Wenn mein Bruder vernünftig werden soll, kann es nur durch ihn selbst geschehen. Aengstigen Sie sich nicht, liebste Mutter; wenn auch gebeugt und mit geknickten Flügeln, ich bürge dafür, daß Ihr Nesthuhn wiederkehrt, und dann wird es von der großen Mauserkrankheit genesen sein." . . .

Posthuma stand erwartungsvoll auf der Veranda; sie sah den Reiter heranfliegen und drückte beide Hände auf das pochende Herz. Schon von weitem erkannte sie den finsteren Ernst, der über Alfreds feines Jünglingsantlitz gebreitet lag. „Schlecht Wetter", murmelte Postel zaghaft. „Sollte er am Ende das Unerfreuliche ahnen, das ich ihm sagen muß?"

Urban, der immer in der Nähe der hübschen Agnes zu finden war, lungerte vor der Haustür. Der Graf warf ihm die Zügel zu und trug ihm die Sorge für das Pferd auf — dann nahm er hastig Agnes den dargereichten Schlüssel aus den Händen und stand in wenigen Sprüngen auf der Veranda.

„Was soll das bedeuten, Posthuma?" fragte er finster. „Ich sende einen Ehrenmann zu Ihnen, um Sie zu werben, wie es einem Edelmann ziemt, und Sie bestellen mich heimlich zum Rendezvous? Wie dürfen Sie sich derartig erniedrigen?!"

Postel errötete. „Wenn ich eine Aussprache mit Ihnen wünschte, lieber Graf . . ."

„Wozu bedarf es einer langen Aussprache?" unterbrach er sie kurz. „Sie antworten mir „Ja" oder „Nein", und mein Schicksal ist besiegelt."

Posthuma merkte, wie ihr die Flammen in die Augen traten, aber sie zwang sich äußerlich zur Ruhe: „Ich bin diesen Ton nicht gewöhnt, Graf Leuchtenburg, besonders von Ihnen nicht. Und wo es sich um meine Person handelt, habe ich ein Recht darauf, daß Sie Gründe für meine Entschuldigung anhören."

Sie nötigte ihn mit sanfter Gewalt, sich neben sie auf die kleine Bank zu setzen, die vor dem Wind und den Augen der Straßenpassanten durch einen zeltartig gespannten Vorhang geschützt war.

Alfred stieß ungeduldig seine Peitsche auf den Boden und murmelte: „Sprechen Sie, und bringen Sie mich nicht langsam um!"

„Alfred", begann Postel sanft, „Sie haben mir die höchste Ehre bezeigt, die ein Weib erfahren kann, und das soll mein Stolz bleiben für mein ganzes Leben. Aber ich würde Ihnen mit schlechtem Dank lohnen, wenn ich Ihre Großmut annähme."

„Ich bin nicht großmütig, ich liebe Sie."

„Muß ich Sie erinnern, was uns trennt?"

„Nichts trennt uns, wenn Sie ernstlich wollen." Er sprang auf. „Ich merke wohl, der alte Schwarzenstein hat Ihnen den Kopf warm gemacht mit Uebertritt und Taufe. Das ist ja alles dummes Zeug. Kommen Sie mit mir, wie Sie da gehen und stehen! In ein paar Tagen sind wir in Straßburg. Die Papiere beschaffe ich leicht. Dort traut man uns nach dem Code, und Sie mögen um meinetwillen Jüdin bleiben bis an Ihr Lebensende."

Postel sah ihn gerührt und dankbar an. Wie gut er war, stets darauf bedacht, ihre Ueberzeugungen und ihre Empfindlichkeit zu schonen! Es fiel ihr unendlich schwer, zu antworten: „Sie fordern Unmögliches, lieber Freund. Kein Gesetz, kein König kann zusammengeben, was nie und nimmer zu einander gehört. Der Fürstensohn steht zu hoch für die kleine Jüdin. Sie werden sagen, ich habe Ihre Hand und die Grafenkrone erschlichen."

Alfred richtete seine Augen drohend auf sie; Postel er-

schrak vor seinem Blick. „Sie sind unwahr!" stieß er jäh hervor. „Wenn Sie wirklich mein Weib werden wollten — fragten Sie den Teufel nach der Meinung der Leute und dem Urteil der Welt. Denn in Ihrem Innern wissen Sie sich mir ebenbürtig, und Sie sind viel, viel hochmütiger als wir alle. Der Widerstand der Meinen gegen unsre Verbindung war leicht zu brechen; denn Mutter und Bruder lieben mich und wollen mein Glück — aber Sie . . . Sie stellen sich mir entgegen, Sie sträuben sich und sagen mir kalt und unerbittlich Nein. Warum? Weil Sie mich nicht lieben, weil Sie eine Kokette sind ohne Gefühl und Herz; Sie sind grausam, boshaft, und es befriedigt Ihren Hochmut, mich auszuschlagen."

„Alfred!" Sie sah ihn traurig an. „Sie haben es leicht, mich zu beleidigen, da Sie doch recht gut wissen, daß ich mich gegen Sie nicht wehren kann!"

Da löste sich sein künstlicher Groll, er warf die Peitsche von sich, sein Kopf sank auf ihre Hände, und er weinte, weinte, der große Junge, wie man mit zwanzig Jahren weint, wenn man seine erste Liebe, dieses holdeste Licht unserer Jugend, verlöschen sieht . . . Und je reiner und besser solch ein Jünglingsherz ist, desto erbarmungsloser rüttelt an ihm der Schmerz . . . Unerbittlich fordert das Schicksal die Erstlingsblüte des Herzens, aber ihr Duft durchzittert unvergänglich die Erinnerung.

Postel benahm sich tapferer, als man von ihr erwarten mochte. Sie würgte die eigenen Tränen mutig hinab; es war ihr furchtbar, Alfred so fassungslos und elend zu sehen, aber sie ließ ihn eine Weile ruhig sich ausweinen, denn sie merkte, daß ihm dabei leichter wurde. Dann sprach sie zu ihm, und ihre Stimme ward so weich und zärtlich, wie die einer Mutter, die ihr krankes Kind liebkost: „Blondel, Du lieber, alter Blondel, sei doch vernünftig! Weißt Du nicht, daß ich lieber einen Herzbluttropfen geben wollt' für jede Deiner Tränen? Erinnere Dich! Als ich, ein ungeberdiger Wildfang, aus dem Elternhaus lief, da warst Du es, der mich auf den rechten Weg brachte; Du nur hast damals Fürsorge und Besinnung und Verstand für mich bezeigt. Heute ist es an mir, Dir den Freundschaftsdienst zu vergelten . . . Ich darf es nicht dulden, daß Du Dich um mich lossagst von den Deinen. Der alte Mann sprach wahr: Deine Mutter, Dein Bruder, sie haben viel heiligere Rechte an Dich. Es war eine böse Sünde, das, was Du ihnen gedroht; hast Du denn gar nicht bedacht, daß Du dann auch mein Leben verdüstert hättest, und daß mich Dein Tod unglücklich gemacht haben würde für immer? Versprich mir, daß Du zu den Deinen zurückkehren und ihnen alles Böse durch doppelte Liebe vergüten willst!"

Sie hatte ihn sanft aufgerichtet; sein Kopf lehnte an ihrer Schulter, die Augen standen ihm noch immer voller Tränen. „Ich kann Dich nicht vergessen", stöhnte er leise.

„Geh doch, Du hast es ja noch gar nicht versucht!"

„Ich werde nie wieder ein Mädchen finden, das Dein süßes Lachen hat, und das so verständig sein kann und so drollig dumm wie Du."

„Mädchen gibt es wie Wolken im Winde, jeder Frühling bringt mit den Rosen immer schönere hervor. Ich bin ja auch viel zu alt für Dich. Wenn Du dreißig Jahr sein wirst, wirst du eine Prinzessin heiraten von zwanzig — Gott weiß, wo Dir ein herrliches Königskind erzogen und für Dich behütet wird. Du sollst es nicht von Dir werfen, was das Leben Dir an Vorrechten und Vorzügen geschenkt. Du steige höher und höher und lasse Dich nicht herabziehen durch eine Ehe, die Dir nur Unsegen brächte und Unfrieden mit den Deinen! Denn siehst Du, ich würde nicht gedeihen in Euren Kreisen; Du hast ganz recht: ich bin hoffährtig und stolz — ich könnte es nicht ertragen, daß man meine Herkunft wie einen Makel ansieht oder gar über meinen Glauben lacht."

„Das ist eben das Schreckliche, daß Du solch' ein eingefleischtes Judenmädel bist!"

„Aber, Alfred, habe ich Dir jemals Dein Christentum verübelt? . . . Nun lachst Du endlich mal, Gott sei Dank, ich aber sollt' mit Dir schmollen, daß Du meine Toleranz so wenig zu würdigen weißt."

„Deine Toleranz!" sagte er bitter. „Die Meinen hätten sich mit Dir abgefunden, aber Du mit ihnen nie!"

„Sei gerecht Blondel! Du zuerst würdest mich weniger achten, wenn ich mich abtrünnig zeigte und charakterlos . . . Ich mag auch meinen Angehörigen keinen Schmerz bereiten. Dem Onkel verdanke ich so unendlich viel. Ich weiß recht gut" — ein schalkhaftes Lächeln huschte über ihr Gesicht — „er soll ehedem ein großer Viveur gewesen sein, aber mit dem Tage, da ich in sein Haus kam, hat er den ehrsamen Philister angezogen und sich an Schlafrock und Pantoffeln gewöhnt. Und immer hat er treu und gut für mich gesorgt, wie ein Vater für sein Kind."

„Dein Onkel gilt Dir mehr als ich, weil Du mich nicht liebst."

„Ich liebe Dich, Alfred, viel, viel mehr als Du glaubst . . . In einem alten Buch hab' ich's mal gelesen: In urvergangener, grauer Vorzeit, da die Erde noch jung war und wenige Geschlechter auf ihr wandelten, da stiegen die Söhne der Geister aus einer anderen Welt zu ihr herab und schenkten ihre Liebe den Menschentöchtern. Du bist das Wunder in meinem Leben, das Seltene und Unvergängliche. Wenn Du einst ein großer und hochberühmter Mann sein wirst, werde ich zu Dir aufschauen, wie zu einem lichten Stern, und mein Herz wird jubeln: „So groß ist er geworden, weil ich ihm zu entfagen die Kraft gehabt." (Fortsetzung folgt.)

Berichtigung: In dem Artikel der vorigen Nummer „Tolstoi ein Essäer", Seite 189, dritter Absatz, dritte Zeile, muß es „Moralagitator" statt „Wahlagitator" heißen.

Brief- und Fragekasten.

Herrn Dr. B. in F. Ich glaube nicht an einen materiellen Erfolg.

Für die **Pensions- und Relikten-Kasse preußischer Rabbiner** gingen ferner ein:

Emden (3. Sammlung)	M.	108
Ulm	„	1000
Stettin (Schluß-Sammlung)	„	330
Frankfurt a. M.	„	150
Bingen a. Rh.	„	960

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.